Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für
Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von:
Ludwig Keller

Herausgegeben von:
Artur Buchenau



34. Jahrgang
Drittes und viertes Heft

Jährlich 10—12 Hefte
März-April 1925

Inhalt:

Fortsetzung nächste Seite

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C 2

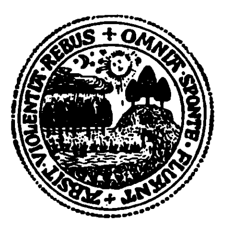
INHALT (Fortsetzung)

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C 2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für Geisteskultur und Volksbildung

Herausgeber:
Artur Buchenau
in Verbindung mit
Georg Heinz, Siegfr. Mette,
Arnold Reimann

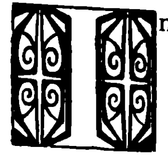


Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährl. 10—12 Hefte Gm. 20.—
Für das Ausland M. 24.—

34. Jahrgang 1925 | Drittes und viertes Heft

Die Philosophie des deutschen Idealismus und unsere Zukunft.

Von Artur Buchenau.



In der verworrenen Lage der Gegenwart können wir nur innerlich gesunden und nach außen hin Erfolge erzielen, wenn ein klares Ideal uns bei all unserem Tun vorschwebt (s. den Aufsatz über Idee und Wirklichkeit in der vor. Nr.). Es gilt da nun zu wählen zwischen dem ästhetischen, einseitigen Macht-Ideal eines Nietzsche und Spengler auf der einen und demjenigen der Gemeinschaftsethik eines Plato und Kant, Fichte und Pestalozzi auf der anderen Seite. Insbesondere müssen wir kritisch Stellung nehmen zu dem Relativismus und Pessimismus Spenglers,[1]) bei dem wir seelisch-geistig trotz aller bunten Feuerwerks - Romantik wissenschaftlich gehäuften Ballastes verkümmern müßten, und Fichte, der in gleich schwerer Zeit wie heute einst an die Ewigkeit und den Aufstieg der deutschen Nation glaubte. Auch Fichte war keineswegs (ebensowenig wie Kant, Humboldt, Hegel) ein „Ideologe" in dem geringschätzigen Sinne, den Spengler als Nachahmer Napoleons I. mit diesen Worten verbindet, als ob nämlich diese deutschen Philosophen sich eine Lehre so ins Blaue hinein konstruiert und nun verlangt hätten, daß die Wirklichkeit in Natur und Geschichte sich danach richte. Man lese nur Humboldts Denkschriften über die deutsche Verfassung, Kants „Anthropologie" und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", um sich davon zu überzeugen, daß der Idealismus mit feinster Menschenkenntnis nicht nur vereinbar, sondern ganz unlöslich verbunden ist.

---

[1]) S. besonders den zweiten Band der viel gelesenen Schrift über den „Untergang des Abendlandes", S. 458 ff.

Fichte betont aber immer wieder als einen Hauptzug des Wesens eines neuen, werdenden Nationalstaats sein Recht und seine Pflicht zur kraftvollen, rücksichtslosen Selbsterhaltung und zur Selbstbestimmung dessen, was zu seiner Selbsterhaltung dient (s. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 100).

Autonomie, Selbstbestimmung und Selbstgesetzgebung, also volle Selbständigkeit nach außen wie nach innen ist die Forderung eines jeden europäischen Staatengebildes, und damit ist der napoleonische mechanische Staatenbrei a limine abgelehnt. Selbst der Ausdehnungsdrang der einzelnen Staaten hat eine relative Berechtigung: „Überdies will jede Nation das ihr eigentümlich Gute so weit verbreiten, als sie irgend kann und, soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben, zufolge eines von Gott den Menschen eingepflanzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker, ihre gegenseitige Reibung aneinander und ihre ganze Ausbildung und ihre Fortbildung beruht.“ In dem stark realistisch gefärbten Aufsatze über Macchiavelli gibt Fichte selbst zu, daß über die Privatmoral hinaus ein anderes Rechtsverhältnis zwischen den Staaten herrsche, denn hier gelte das Recht des Stärkeren, und es heiße daher für den Fürsten: salus et decus populi suprema lex esto, aber diese Tatsache der Geschichte hindert doch die Ethiker nicht, auch zwischenstaatliche Vertragsverhältnisse zu fordern. Wie hätte er sonst überhaupt gegen den napoleonischen Gewaltstandpunkt sich aufbäumen können! Fichte war sich eben über den Punkt klar, den man bei den politischen Naturalisten vom Schlage Spenglers völlig vermißt: den engen Zusammenhang nämlich von nationaler Kultur und politischer Selbständigkeit. In den „Reden an die deutsche Nation“ wird er nicht müde zu betonen, daß mit der politisch-militärischen Bevormundung durch die Franzosen auch die Gefahr nicht beschworen werden kann, daß der Geist des Auslandes bei uns herrschend wird und bleibt, und darin sieht er die eigentliche Gefahr. Jedes Volk hat seine ihm eigentümliche, geistig-seelische Struktur, und es ist seine von Gott gewollte Aufgabe, diese zur vollendeten Ausbildung zu bringen.

Auf unsere Gegenwart angewandt, besagt das, daß für uns Deutsche weder angloromanische Zivilisation und von dort mechanisch übernommene parlamentarische Sitten, noch bolschewistische Ideen nach russischer Methode ohne weiteres anwendbar sind. Die Idee des Vaterlandes verlangt von uns eine Ausbildung der Politik, die der Eigenart der deutschen Seele und des deutschen Charakters entspricht in seiner naiven Lernbegierde und wissenschaftlich-technischen Zähigkeit einerseits, seiner Langsamkeit des Begreifens der staatlichen Notwendigkeiten und seiner Stammes-Sonderbarkeiten andererseits. Solange wir dies gerade uns genau sitzende und passende politische Gewand nicht gefunden haben (und heute ist das noch

keineswegs der Fall), solange wird die uns so dringend notwendige Ruhe und Stetigkeit der politischen Entwicklung nicht kommen. Eine Verfassung, die vom ganzen Volke, rechts und links Stehenden, Arbeitgebern und -nehmern, reich und arm, Protestanten und Katholiken gebilligt wird, kann eben nur organisch werden, nicht eines Tages aufoktroyiert oder von einem Parlament ad hoc beschlossen werden.

Die Menschen müssen aber freilich für eine solche nationale Verfassung erst gereift, das heißt von den Vorurteilen des Alltags befreit werden. Das eine dieser Vorurteile knüpft sich an die Leistung des Einzelmenschen, es ist der Glaube, daß eine „Diktatur", d. h. eine absolute Herrschaft eines Mannes oder eines kleinen Kreises das Heil bringen könne, das andere glaubt an die Allmacht der Gesetze. Beides ist falsch, weil niemals wenige Menschen, und seien sie noch so stark, ein nationales Getriebe wirklich übersehen und dementsprechend regulieren (denn das heißt doch regieren) können. Immer wieder lassen sich die Menschen von der Zaubermacht der großen Persönlichkeit umstricken, bis auch für den Napoleon das St. Helena kommt, die Ohnmacht als Ergebnis des titanischen Ringens. Genau so illusorisch ist aber die Meinung, daß nur die nötigen Gesetze gegeben zu werden brauchten, um ein Land und einen Staat zu neuer Blüte emporzuentwickeln. Men, not measures, das ist die Losung! Der Mensch, jeder Bürger, der im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben steht, muß Staat, muß Kultur gestalten wollen. Ist dieser Gestaltungswille vorhanden, dann baut sich erst ein wahres Vaterland auf, denn es gilt, das Land der Väter zu erhalten und aus eigenem zu verbessern und zu vollenden.

Wir leiden alle in der Gesellschaft unter der Herrschaft des Schlagworts, das in Unterhaltung, in Parlament, Buch und Zeitung uns abgegriffene Münze in die Hand zu drücken sucht. Demgegenüber ist es die Aufgabe des wahre Kultur gestalten Wollenden, selber zu denken, und andere, auch insbesondere die Jugend, zu solchem Selberdenken zu erziehen. In der Masse, auch einer Volksversammlung z. B., kann die offenbarste Unsinnigkeit dennoch durchdringen und angenommen werden, darum darf und kann diese Bewegung zur inneren Gesundung nur von kleinen, geistig aktiven Kreisen ausgehen. Solche geistig führenden Gruppen und Kreise aber müssen erst allmählich aufgebaut und, wenn da, vertieft werden.[1])

Der Geist aber, aus dem heraus diese wahre Erneuerung überhaupt nur möglich ist, ist der des deutschen Idealismus. Auf ihn zurückgehen, wie er sich von Herder bis Hegel dokumentiert hat in seiner reichen Mannigfaltigkeit, das heißt weiterschreiten, heißt

---

[1]) S. hierzu „August Horneffer, Symbolik der Mysterienbünde", 2. Auflage 1924.

die eigentümliche deutsche Bildung schaffen, für die der Ausländer deshalb so sehr schwer ein Verständnis aufzubringen vermag, weil er, wie besonders Engländer und Franzosen, in der Aufklärungsphilosophie und -weltanschauung stecken geblieben ist oder, wie die modernen Amerikaner und Japaner, nichts anderes kennt als den wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Erfolg!

Rousseau hatte den Staat auf das allgemeine Interesse begründet. Auch er war keineswegs von bloß kosmopolitischen Ideen beherrscht, führt er doch einmal im „Emile" aus, man solle jenen Kosmopoliten mißtrauen, die in der Ferne in ihren Büchern die Pflichten suchen gehen, die sie verschmähen, in ihrer Umgebung zu erfüllen. „Mancher Philosoph," so meint er sarkastisch, „liebt die Tataren, um davon entbunden zu sein, seinen Nachbar zu lieben." Wenn es dann aber bei ihm weiter heißt: das Ziel des menschlichen Lebens sei die Glückseligkeit des Menschen (Lettres sur la vertu et le bonheur), so steht dieser angloromanischen Glückseligkeitslehre die Kant-Fichtesche Philosophie schroff entgegen. Während Rousseau glaubt, die Volkssouveränität könne zu einem bestimmten Zeitpunkt durch Abstimmung und Gesetzesarbeit erreicht werden, lehrt die deutsche Philosophie von Kant bis auf Natorp, den Staat stets als unendliche Aufgabe erfassen, da, wie Kant sagt, uns nur die Annäherung zu dieser Idee (einer Gemeinschaft freiwollender Wesen-Bürger) von der Natur aufgegeben sein kann. Die Glückseligkeit ist eben nach deutsch-idealistischer Lehre nur ein Mittel zur Sittlichkeit. Wie der einzelne Zufriedenheit und Glück erstreben wird und soll als Stärkung gegen die Anfechtung der Sinne, so ist das Wohlergehen des Staates ein Mittel zu seiner Stärkung im Kampfe. Das Endziel des Staates aber bleibt, jeder Persönlichkeit freie Entfaltung ihrer Kräfte zu gewährleisten nach dem sittlichen Gesetz. Nicht das stets schwankende Glück, auch nicht die Zuteilung an den Mächtigeren ist das Ziel, der Zweck des Rechts, sondern die jedem zu gewährende Möglichkeit ungehemmter, autonomer Sittlichkeit.

Zu fordern ist, wiederum mit Kant zu reden, eine nicht väterliche, sondern vaterländische Regierung (imperium non paternale, sed patrioticum) als diejenige, welche allein auf Menschen paßt, die der Rechte fähig sind. Was heißt das nun? Als „patriotisch" ist anzusehen diejenige Denkungsart, wobei ein jeder im Staat (das Oberhaupt nicht ausgenommen!) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß oder das Land als den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetz des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber, um es seinem unbedingten Belieben zu unterwerfen.

Gegen Spenglers These von der Politik, die alles beherrscht, würde Kant also argumentieren: „Das Recht muß dem Menschen

heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferungen kosten.“ Es darf hier kein Mittelding zwischen Recht und Nutzen geben, „sondern alle Politik muß ihre Knie vor dem Rechte beugen, kann aber dafür hoffen, obzwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird“. Ist es ein Zufall, daß diese Stelle, die vom Vorrang des Rechtes vor der Politik handelt, in Kants Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ (Anhang I, Schluß) steht?

So erfährt der Gedanke der Vaterlandsliebe über Rousseau hinaus bei Kant eine Vertiefung. An ihn knüpfen, seine Thesen erweiternd, Fichte und W. v. Humboldt an. Da ist eine interessante geschichtliche Tatsache, wenn wir mit Meinecke (Weltbürgertum und Nationalstaat) die Dokumente jener denkwürdigen Befreiungszeit vor einem Jahrhundert durchlesen, daß Männer wie Humboldt und Fichte, also Theoretiker, „Gelehrte“, die tieferen politischen Motive der Entwicklung weit besser erkannt haben, als die Großen der Politik, als Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, ja selbst der Frhr. v. Stein. Diese waren zu sehr im Getriebe der Gegenwart befangen, während die vielgeschmähten „Ideologen“ Wege in die deutsche Zukunft gewiesen haben, auf denen wir heute noch rüstig schreiten können und — müssen.

Stein dachte im wesentlichen nur an die Sicherung gegen das übermächtige Frankreich, und teilte so Europa ein in die Zonen der Freiheit und Unfreiheit, während Humboldt in der Denkschrift von 1813 die weitschauenden Worte schreibt: „Wenn man über den zukünftigen Zustand Deutschlands redet, muß man sich wohl hüten, bei dem beschränkten Gesichtspunkte stehen zu bleiben, Deutschland gegen Frankreich sichern zu wollen. Wenn auch in der Tat der Selbständigkeit Deutschlands nur von dorther Gefahr droht, so darf ein so einseitiger Gesichtspunkt nie zur Richtschnur bei der Grundlegung zu einem dauernd wohltätigen Zustand für eine große Nation dienen.“ Und nun folgen die klassischen, tief politischen Sätze: „Deutschland muß frei und und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbarn oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Inneren strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können.“

Das ist mit klaren, prophetischen Worten Deutschlands erhabenes Programm, der vollendete Ausdruck seiner Bestimmung auch für das

nächste Jahrhundert! Freiheit und Stärke, dafür vereint gilt es zu kämpfen. Hier wird die Macht in den höheren Dienst des Geistes gestellt, aber der „Geist“, von dem hier die Rede ist, ist nicht der individualistische der Aufklärung, sondern der mit dem Gesamtleben der Nation verbundene. Macht und Geist, Individuum, Nation und Menschheit, Politik und Kultur, diese stets schwankenden und variierenden Faktoren, liegen hier einmal in den Wagschalen in idealem Gleichgewicht zueinander. Und weiter heißt es in derselben Denkschrift bei Humboldt: „Es liegt in der Art, wie die Natur Individuen zu Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den einzelnen, der für sich nichts ist und das Geschlecht, das nur in einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismäßiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten.“ Kultur, so lehrt Humboldt mit Kant und Fichte, ist beides: Differenzierung und Integration oder, einfacher ausgedrückt: Bildung des einzelnen, und zwar bis in die feinsten Verästelungen und Richtungen der Entwicklung hinein einerseits, Zusammenschau andererseits. Darum sind auch die äußeren Formen in ihrer Mannigfaltigkeit und Fremdartigkeit für denjenigen, der in einem anderen Kulturkreis aufgewachsen ist, unaufheblich. Jedes Volk, jede Persönlichkeit hat seine Eigenart, und wohl ihnen, daß es so ist. Sie zu entfalten und zur höchstmöglichen Vollendung auf der naturgegebenen Grundlage zu bringen, das ist die Aufgabe. Alles Schwärmen in entlegene Kulturen hinüber, aber auch alles krampfhafte Vergrößernwollen der eigenen Plattform, als angeblich absolut-rassenmäßig bessere, ist da nur von Übel. Auch hier sei noch ein Wort von Humboldt zitiert: „Die Nationen haben, wie die Individuen, ihre durch keine Politik abzuändernden Richtungen.“ In den „Betrachtungen über die Weltgeschichte vom Jahre 1814“ (aus dem Tegeler Archiv) heißt es: „Die Weltgeschichte ist daher nur die uns sichtbare Auflösung des Problems, wie . . . die in der Menschheit begriffene Fülle und Mannigfaltigkeit der Kraft nach und nach zur Wirklichkeit kommt.“ Was Humboldt so dargelegt, hat der Freund Friedrich Schiller und ähnlich Goethe in poetischer Form anschaulich zu machen verstanden. Darauf kann hier nur mit einem Satze verwiesen werden, aber es wäre eine interessante besondere Aufgabe, diese Schilderung der nationalen Notwendigkeiten einmal aus den Klassikern der schönen Literatur herauszuholen!

Ähnlich wie Humboldt hat auch Fichte die deutsche Staatsidee entwickelt, nur daß sich hier vom Standpunkte des Philosophen vieles weit tiefgründiger darstellt. Es ist dabei charakteristisch für J. G. Fichte, daß dieser Denker, der von der „Wissenschaftslehre“ ausging, der abstraktesten Theorie, die deutsches philosophisches Denken kennt, damit endete, daß er in der Staatslehre den Mittelpunkt aller echten Bildung sah. „Die Wissenschaften“, so meint Fichte einmal,

„müssen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden. Aber warum? Offenbar nur, um zu rechter Zeit das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge zu gestalten. Mittelbar dient also, sei es auch erst in einer späteren Zukunft, jede wissenschaftliche Bestrebung dem Staate." Der Staat aber ist Ideal, ist ewige Aufgabe, nicht à la Rousseau als ein fester, unabänderlich zu setzen. Es liegt in der Natur aller Staatsverfassungen, sagt Fichte, daß sie sich ändern. Jede Festlegung ewiger Rechtsinhalte müßte an dem ganz unerschütterlichen Fels des allein gültigen Sittengesetzes zerschellen. Vollendete moralische Wesen brauchen kein Rechts- (also Zwangs-) Gesetz. „Daß der Mensch zu dieser Gattung vollendeter moralischer Wesen nicht gehören kann, ist schon daraus klar, daß er zur Moralität erzogen werden und sich selbst erziehen muß; weil er nicht von Natur moralisch ist, sondern erst durch eigene Arbeit sich dazu machen soll" (Fichte, Werke III, S. 148).

Das ist der Grundgedanke des Kantischen moralischen Grundgebotes, des kategorischen Imperativs, das eine kurzsichtige „moderne" Ethik glaubt übersehen zu können![1] Als ob nicht auch (und gerade!) die Menschheit unserer Tage eines gesetzlichen Zwanges und (leider!) auch gar sehr der wirtschaftlichen, politischen, ja polizeilichen Regelung bedürfte. Man stolpere nur nicht über den Ausdruck: „Imperativ". Das eben ist ja das charakteristische Merkmal des sittlichen Gesetzes, daß es ein solches ist, das der Mensch sich selbst gibt (Autonomie), und das nicht von außen an ihn herantritt, ein Gesetz, das ihm aufgegeben wird — von seiner eigenen urteilenden Vernunft. In diesem Sinne nach strenger Gesetzlichkeit handeln — heißt nichts anderes als frei, sittlich frei zu sein. Diese „Freiheit" aber — und das gilt für alle Zeiten und Völker — ist nicht eine freundliche Spende der Natur, die vielmehr Gaben aller Art in uns hineingelegt hat, die zum Guten oder Bösen führen mögen! — sondern sie ist ewige Aufgabe: Es ist in dir, du selber bringst es ewig hervor! Ganz ähnlich wie Kant drückt Fichte diesen Gedanken (in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", Werke VII, S. 7) aus, wo er als den Zweck des Erdenlebens der Menschheit angibt, „daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte". Von diesem Standpunkte aus gelangt Fichte zu einem Protest gegen den Geist der Zeit, die er als das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit geißelt, als eine Periode absoluter Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit! Ob Fichte über unsere Gegenwart günstiger urteilen würde?! Er lehnt jeden Naturalismus und Utilitarismus ab, und nur so erklärt sich das hohe Pathos der „Reden an die deutsche Nation", wo er sich, von der niederen Gegenwart weg, der zu begründenden Nation der

[1]) S. hierzu meine Schrift über Kants Lehre vom kategorischen Imperativ, II. Auflage, Leipzig, Felix Meiner, 1920.

Zukunft zuwendet. Ihm ist der Staat der Zukunft der Staat der Freiheit. Die Menschen sollen sich schlechthin gestalten zu Reichen der Freiheit, denn nur in diesen ist der absolute, sittliche Zweck verwirklicht. Das ist ihm zugleich der wahrhafte Grundbegriff des Deutschtums. Deutschland soll dieses wahrhafte Reich des Rechts bilden, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit (sittliche) alles dessen, was Menschenantlitz trägt (Die Staatslehre, Werke IV, S. 415 ff.).

Für Fichte fällt das nationale und das kosmopolitische Ideal schlechthin in eins zusammen, denn beide sind ja inhaltlich identisch: ist doch dies für ihn die ewige Bestimmung des Deutschen, daß er den Gedanken des Urvolks, des „Volks schlechthin“ in sich immer reiner zur Verwirklichung bringt. Nur von den Deutschen, das ist Fichtes fester, unerschütterlicher Glaube, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen, wird dereinst die wahrhafte Versöhnung von Staatsidee und Freiheitsidee gewonnen werden — „ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da“. Ihm heißt eben nur das Gemeinwesen ein echter Staat, der auch imstande ist, über sich selbst, über die Grenzen der staatlichen Sphäre überhaupt, hinauszuweisen, und so wird denn nur diejenige Nation erst völlig ihren Beruf erfüllen, die noch die Kraft besitzt, nicht in der Besonderung ihres Charakters zu beharren, sondern sich mehr und mehr zum reinen Gefäß für die Idee des Weltbürgertums zu machen. Deutschland stellt die historische Macht dar, die allein von den Fesseln jenes mechanistischen, auf bloße „Dressur“ des Willens gerichteten Staatsideals, das sich in Napoleon verkörpert, befreien kann. Dieser Gegensatz zwischen endlicher Bindung und unendlichem Streben aber besteht heute noch genau so, wie vor einem Jahrhundert, und wir haben die Wahl: Napoleon — oder Fichte-Pestalozzi!

Dieses Weltbürgertum ist aber durchaus identisch mit der sittlichen Idee der Menschheit, mit dem Ideale der Humanität. So verstanden, können wir auch heute noch mit dem großen Kantianer sagen: Vaterlandsliebe ist seine (sc. des Bürgers) Tat, Weltbürgertum ist sein Gedanke, die erstere ist die Erscheinung, der zweite der innere Geist dieser Erscheinung, das Unsichtbare in dem Sichtbaren (Briefe an Konstant, 12. Brief). Das Vaterland ist dabei gar nichts von der Menschheitsidee Getrenntes oder ihr gegenüber Selbständiges; es ist nur die heilige Stätte, wo jeder der Menschheitsidee nachzuleben hat. Das Vaterland ist in uns und soll in uns und den Nächsten sein! Liebe zum Vaterland zeigt sich im zunächst rechtlichen und besonnenen, schließlich im sittlichen Handeln, denn „so jemand nicht handelt, so

liebt er auch nicht“ (Werke V, S. 544). Patriotismus ist der Wille, daß der sittliche Zweck des Menschengeschlechts zu allererst erreicht werde in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht. So lehrt denn Fichte (nur scheinbar paradox!), daß es gar keinen Kosmopolitismus überhaupt wirklich geben könne, sondern daß in der Wirklichkeit der Kosmopolitismus notwendig Patriotismus werden müsse. In der Sprache der Gegenwart ausgedrückt: alle Arbeit geschieht auf dem Boden des Vaterlandes, der eigenen Nation und zunächst um dieser willen. Dann aber, wenn wir dies geschafft haben, bleibt dennoch die richtende Idee der Menschheit als letzte Aufgabe bestehen, denn es gilt über alle wirtschaftliche und politische an die sittliche und religiöse Vollendung zu denken.

Kant und Fichte zerstören so rettungslos den Charakter des Vaterlandes als absolut gesonderter Stätten rein materieller Interessen. Für wirtschaftliche Interessen, politische Macht, kurz, für den Gegenstand der „Neigung“ braucht man den Menschen nicht lange zu erziehen! Rousseaus Pragmatismus und Utilitarismus verehrt im Vaterland als der Gemeinsamkeit materieller Interessen ein Letztes und führt so zu dem Grundsatz: right or wrong, my country. Dieser Materialismus, der die romanischen Nationen und die Anglo-Amerikaner der Gegenwart völlig beherrscht, ist vom deutschen Idealismus grundsätzlich überwunden. Mit ihm fassen wir das Vaterland auf als die erhabene Werkstätte des Heiligen, die Nation als den Tempel des einen Göttlichen, wie das Schiller so unnachahmlich schön in dem Gedichtentwurf „Deutsche Größe“ ausdrückt: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. Denn dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgendeine Bedeutung hat. Endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen, und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen.“ (Schiller, Sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe II, 385 ff.).

Goethes Farbenlehre und das negative Spektrum.

Von Privatdozent Dr. Ernst Barthel (Köln).

ie physikalischen Teile der Goethischen Farbenlehre werden auch heute noch von den sachkundigen Vertretern der wissenschaftlichen Optik meistens abgelehnt. Anerkannt werden sie von Kreisen, die mehr ahnen als klar einsehen, daß der wissenschaftliche Lebenskampf des großen Genies wohl doch auf wertvolleren Grundlagen fußen dürfte, als auf eigensinnig festgehaltenem Irrtum. Ist es da nicht begreiflich, daß man diese Dinge am liebsten auf sich beruhen läßt? Es ist peinlich, wenn der Physiker in Verbindung mit Goethes Namen unwillkürlich an das Epigramm denken soll: „Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt, so ist es schon ein böses Zeichen. Doch wenn sie gar ...“ und so weiter. Nun, es kann einem leid tun, wenn Goethes Farbenlehre bei der Fachwissenschaft, die natürlich nach bestem Wissen und Gewissen urteilt, in diese falsche Perspektive gerückt ist. Dieses beruht einmal darauf, daß Goethe selbst nur elementare Punkte behandelt, und andererseits darauf, daß die Verteidiger Goethes das Ausschlaggebende daran niemals so deutlich pointiert haben, daß der Fachphysiker die Berechtigung der Theorie und ihre großen Vorteile für eine moderne Optik daraus hätte entnehmen können. Da ich mich durch vieljähriges Studium der Goethischen Farbenlehre von ihrer Richtigkeit überzeugen konnte, und die Bedürfnisse wissenschaftlicher Optik auch nicht ganz zu verkennen glaube, möchte ich um Erlaubnis bitten, in dieser Sache als Dolmetscher nützlich sein zu dürfen, indem ich versuche, die Meinung des Forschers in eine Sprache zu übersetzen, die der wissenschaftlichen Physik etwas sagt.

Das Wesentliche an Goethes Farbenlehre und ihr Gegensatz gegen die üblichen Theorien läßt sich in wenig Worten durch den Satz ausdrücken: Goethe erkennt auf Grund allseitiger Erfahrung an, daß die Komplementärgesetze der Farbe eine physikalische Fundamentaleigenschaft zum Ausdruck bringen, die auch zum Fundament der physikalischen Theorie gemacht werden muß, während die an Newton anknüpfende Lehrmeinung diese Komplementärgesetze von vornherein außer acht läßt, sie nicht erklären kann, und also mit den elementaren Grundlagen der optischen Erfahrung nicht übereinstimmt, obwohl sie komplizierte Erscheinungen scharfsinnig beherrscht. Dieser Satz soll zunächst im folgenden erläutert werden, worauf angegeben wird, inwiefern es möglich sein dürfte, die physikalische Farbenlehre im Anschluß an Goethe so zu begründen, daß den berechtigten Forderungen einer wissenschaftlichen Erklärung sämtlicher Phänomene restlos genügt würde.

Einige Überlegungen führen schon rein logisch den Newtonischen Unterbau der gewohnten Theorie ad absurdum. Man wird sich nach ihrer Kenntnisnahme auch nicht in die Behauptung flüchten können, die Komplementärgesetze seien überhaupt keine physikalischen, sondern nur physiologische Gesetze. Ist doch völlig klar, daß die physikalische Vereinigung zweier Komplementärfarben zur Farblosigkeit ein objektiver Vorgang ist, da auch im Polarisationsapparat, um nur eines zu nennen, konträre Stellung des Nicols komplementäre Farben ergibt. Komplemenz ist sowohl ein physikalisches als auch ein physiologisches Grundphänomen. Und es käme eben darauf an, die Gesetze der Physik und der Physiologie nicht mehr auf ganz disparate Gedankengänge zu gründen, sondern in beiden Gebieten der Wirklichkeit das gleiche Naturgesetz anzuerkennen.

Stellen wir uns nun auf den Boden der Theorie, welche besagt, daß durch ein Prisma der farblose Lichtstrahl in eine Reihe von Farben zerlegt wird, die sich durch nichts unterscheiden als durch Schnelligkeit der hypothetischen Ätherschwingung, daß im Spektrum alle einfachen Farben vorkommen, daß alle Farben des Spektrums gleichermaßen einfach sind, und daß Farben, die existieren, aber nicht im Spektrum vorkommen, zusammengesetzt sind. Nehmen wir weiter Kenntnis davon, daß nach der Theorie die Wiedervereinigung der Spektralfarben zur Farblosigkeit geschehen soll, die in Wirklichkeit stattfindet. Dann ergibt sich, wie gleich zu beweisen, die Folgerung, daß das Gesetz der Komplementärfarben falsch sein müßte. Nämlich: außer dem mittleren Grün des Spektrums, dessen Komplement Purpur im Spektrum nicht vorkommt, sind alle Farben des Spektrums in komplementären Paaren vertreten, die zusammen Farblosigkeit ergeben. Grün, der Waisenknabe unter den Farben, müßte also übrig bleiben. Geschieht dies in Wirklichkeit? Nein. Ist es nicht richtig, daß Komplementärfarben zusammen Farblosigkeit ergeben? Zweifellos ist das richtig. Gibt es außer dem Mittelgrün einen anderen „Waisenknaben" im Spektrum, mit dem sich das Grün zur Farblosigkeit verbinden könnte? Nein.

Folglich hat die Theorie einen Mangel, den kein logischer Mensch auch nur einen Augenblick weiter dulden möchte. Entweder das physikalische Naturgesetz der Komplementärfarben oder die Newtonsche Behauptung vom Wesen des Spektrums muß in die Brüche gehen. Ich glaube, in solchem Falle hat die Natur die größere Kompetenz, und wir werden daher Goethes Kampf gegen Newton nicht mehr als Laienprotest, sondern als berechtigten Wissenschaftskampf auffassen müssen.

Man sieht leicht ein, daß für die Newtonsche Farbenlehre und die darauf beruhende Wellentheorie unerklärbar ist, daß zwei Einzelfarben, z. B. Blau und Gelb, sich wie rechts und links, wie positive

und negative Kräfte verhalten und sich gegenseitig zur Farblosigkeit neutralisieren. Indem die Wellentheorie an Stelle der in Wirklichkeit gegebenen elektromagnetischen Dissoziation im Lichte eine Reihe von bloß quantitativ sich unterscheidenden Schwingungen annimmt, macht sie sich unfähig, der Struktur der Vorgänge gerecht zu werden. Das soll kein Vorwurf sein, sondern nur die Feststellung, daß die Sache veraltet ist. Im Zeitalter der Jonentheorie erscheint Newton-Huyhens-Fresnels Optik schon als historisches Petrefakt, über welchem man die Freude empfindet, daß die Elektrizität spät genug entdeckt worden ist, daß niemand mehr auf den Gedanken kam, das konträre Richtungs-Auseinander positiver und negativer, anziehender und abstoßender Kräfte als das quantitative Auseinander größerer oder kleinerer Bewegungen mißzuverstehen. In einem Wort: Die physikalische Optik ist zu früh ausgebildet worden, als daß sie schon richtig sein, d. h. das elektromagnetische Wesen des Lichts in ihren Grundlagen ausdrücken könnte.

Goethes Tat aber besteht darin, daß er seiner Zeit voraus diesen elektromagnetischen Grundlagen, so gut er es eben konnte, zum Recht verhelfen wollte. Ihm ist das Newtonsche Spektrum nicht die irreduzible Urtatsache der physikalischen Farbenwirklichkeit, sondern ein Ergebnis komplementärer Vorgänge. Es ist nicht da, wie aus der Pistole geschossen, sondern es wird sehr gewissenhaft erklärt und experimentell aus einfacheren Vorgängen abgeleitet. Die Farbe wird nicht roh mechanisch als „Teil" des farblosen Lichts behauptet — was heißt überhaupt „Teil", wenn es kein mechanisches Bestandstück ist —, sondern als optisches Element, innerhalb dessen sich positive und negative Lichtkräfte entgegensetzen. Dadurch fallen aber alle Schwierigkeiten betreffs der Erklärung der Komplementärgesetze fort. Die einzige Schwierigkeit besteht bei Goethe darin, daß dem naiven Bewußtsein klargemacht werden muß, die Finsternis sei nicht das absolute Nichts, sondern eine optische Wirklichkeit, die dem Licht real entgegengesetzt ist, wie die negative der positiven Elektrizität, wie das Links dem Rechts. Die optische Wirklichkeit ist nach Goethe dissoziativ geordnet, so daß keine optische Kraft ohne ihre Gegenkraft denkbar ist. Die Verbindung positiver und negativer Lichtkräfte sowie der Anziehung und Abstoßung real vorhandener positiver und negativer Lichtströme wird auf Grund der Goethischen Farbenlehre das Erklärungsprinzip der optischen Phänomene.

Goethe hat nur die ersten Grundlagen für ein solches System der Optik gelegt. Die Ausführung und Anwendung auf sämtliche Erscheinungen, die uns heute bekannt sind, sowie die Mathematisierung der Theorie ist eine Arbeit hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft. Hier möchte ich nur das eine feststellen: durch seine Ableitung des Newtonischen Spektrums aus einer Übereinanderzerrung heller und

dunkler Flächen durch das Prisma, welche Flächen in optischer Verschmelzung die Farbe ergeben, hat der Forscher zugleich die Entdeckung des negativen Spektrums angebahnt, desjenigen Spektrums, bei dessen Erzeugung helle und dunkle Flächen ihre Rolle vertauscht haben, und dessen Farben infolgedessen die Komplementärfarben des Newtonischen Spektrums sind: die Mitte ist Purpur, die äußersten Enden Gelb und Meergrün. Dieses negative Spektrum existiert ebenso wie das positive. Man kann es durch subjektive und durch objektive Versuche darstellen. Man kann es im Spektralapparat beobachten. Die theoretischen Möglichkeiten, die sich an diese Entdeckung anschließen, sind vielleicht nicht unbeträchtlich. Da die Untersuchungen hierüber erst im Gange sind, beschränke ich mich hier auf die Feststellung, daß es tatsächlich und in Wirklichkeit zwei Spektren gibt, ein positives, das man schon längst kannte, und ein negatives, das erst durch Goethe angedeutet und gefunden worden ist.[1]) Diese beiden Spektren bilden die Grundlage der Optik. Beide aber lassen sich gleichermaßen aus dem Goethischen Urphänomen der Farbe ableiten. Durch diese Anerkenntnis der Tatsachen tritt, wie mir scheint, die Lehre von den Grundlagen der Optik in eine neue Phase: die der elektromagnetischen Gesetzlichkeit, welche gleich weit entfernt ist von Emissions- und Undulationstheorie, und welche eine rein objektive, willkürfreie Erforschung der optischen Zusammenhänge ermöglicht. Die Annäherung der Farbenphysik an die Farbenphysiologie und Elektrizitätslehre vollzieht sich dadurch von selbst, und die höheren Phänomene werden zwangloser erklärt, als durch die bisherigen Arbeitshypothesen, die am Komplementärgesetz scheitern und nur durch philosophisch ungeschulte Beurteilung als tatsächliche Wirklichkeitsinhalte geglaubt worden sind.

[1]) Seither wissenschaftlich dargestellt durch Professor Kirschmann, Leipzig (vgl. Das umgekehrte Spektrum und die Spektralanalyse, Zeitschrift für Instrumentenkunde, 1924, S. 173 ff.) und Dr. Barthel (Goethes Relativitätstheorie der Farbe. Bonn, Cohen, 1923.) Da jetzt schon Apparate konstruiert sind, welche beiden Spektren nebeneinander zeigen, wird man sich des Schrittes von Newton zu Goethe auch beim besten (!) Willen nicht enthalten können.

Vom „Geist“ Amerikas.

Von Walter Kühne (Stettin).

eben Scheffauers Buch „Das Land Gottes“ ist kaum ein anderes so geeignet, die Illusionen, denen sich noch immer Deutsche über Amerika hingeben, kräftig beseitigen zu helfen, wie Ludwig Lewisohns Selbstbiographie „Gegen den Strom“.[1]) Diese bedeutende Selbstbiographie verbindet durchaus individuelles Gepräge mit typischer Bedeutung; sie läßt uns einen tiefen Blick in den amerikanischen Geist tun und wächst sich so in ihren letzten Kapiteln zu einem packenden Gegenstück von Scheffauers Buch aus.

Es erscheint deshalb ein breiteres und tieferes Eingehen auf dieses Buch durchaus geboten.

Lewisohns erste Erinnerungen gehen auf das Berlin der achtziger Jahre zurück: Natur und Menschen, die Eindrücke des Tiergartens auf ein empfängliches Kind und die Lebensart der jüdischen Verwandtschaft werden deutlich vor uns. „Um die Wahrheit zu gestehen, alle Mitglieder meiner Familie schienen das Gefühl zu haben, daß sie erst Deutsche und dann erst Juden seien. Sie waren nicht treulos gegen ihre Rasse, noch suchten sie ihre Abstammung zu verbergen. Obwohl sie alle ein ungewöhnlich gutes Hochdeutsch sprachen, gebrauchten sie doch jüdische Ausdrücke, sowohl unter sich, wie im Verkehr mit ihren christlichen Freunden. Aber sie waren in einem tieferen Sinne mit der germanischen Art des Denkens und Fühlens verschmolzen. Ihre Bücher, ihre Musik, ihre politischen Interessen, alles war deutsch . . .“ (S. 20/1.)

Die Mutter war, ungeachtet ihres Judentums, ein Kind wahren deutschen Geistes. Sie hat ihren Sohn Ludwig in die Märchen-, Lieder- und Gedichtswelt ihrer ostpreußischen Heimat eingeführt und so dem zukünftigen Schriftsteller einen Schatz für das Leben mitgegeben.

Allseitige Geistesausbildung galt für selbstverständlich in dem Kreise, in dem er aufwuchs, und so wurde er auf das Gymnasium geschickt. Er lebte eine reiche und glückliche, recht träumerische Kindheit. —

Ein neues Leben begann, als der Vater sein Vermögen verlor und auf die Idee kam, nach Amerika zu gehen. Sie wanderten zu Verwandten nach Südkarolina aus. Diese Verpflanzung in eine halbtropische Gegend wirkte intensiv auf Gemütsart und Geschmacks-

---

[1]) Ludwig Lewisohn. „Gegen den Strom. Eine amerikanische Chronik.“ Übersetzt von Thea Wolf 1924. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag Frankfurt a. M., 300 Seiten. Ganzleinen 6 Mark, broschiert 4.50 Mark.

richtung des Jungen ... Das Leben in der Welt der deutschen Sage .. wurde zunächst fortgesetzt, die Odyssee befruchtete am meisten seine Einbildungskraft.

Sie lebten in einem Nest mit bunter Bevölkerung. Die Eltern schlossen sich an die besseren Kreise der Amerikaner an und bald begann die Entfremdung Ludwigs von seiner eigenen Rasse. Mit erstaunlicher Energie nahm die Mutter die Vorbereitung Ludwigs für die höhere Schule in Queenshaven in die Hand — und es zeigt sich ganz deutlich, daß er seiner Mutter besonders nahe steht.

Während eines Sommersonnenglanzes überfiel ihn die Sucht, sich dessen, was ihn bewegte, in Prosa und Versen zu entladen — und zwar in deutscher Sprache: zum ersten und letzten Mal in deutscher Sprache.

Er wurde Mitglied einer Sonntagsschule und wuchs in die Mentalität der Amerikaner gewohnheitsmäßig hinein. —

Die Eltern mußten wegen der Lebenssorgen nach Queenshaven übersiedeln, einer Stadt mit streng abgegrenzten Gesellschaftsklassen. Ungreifbare Schranken hinderten die Familie in die Gesellschaft der „Amerikaner“ einzudringen, Illusionen von dem Wesen des „Amerikanertums“, sich anzuschließen an die Kreise der Deutschamerikaner und die der eingewanderten Ostjuden. So vereinsamten die Eltern Ludwig Lewisohns.

Er selbst lebte sich ein in Scotts Wawerley-Romane, in Dickens. Seine Religiosität wurde befriedigt durch den Besuch der katholischen Kathedrale, in die ihn seine Freunde mitnahmen. 1893 wurde er in die High School in Queenshaven aufgenommen. Der Lateinlehrer übte auf ihn einen großen Einfluß aus. Wieder brach die Leidenschaft zur Poesie und zum Verseschreiben durch ..., aber nur in englischer Sprache.

Das Erwachen des Geschlechtstriebes machte ihm geheime Not. Denn die Amerikaner seiner Umgebung betrachteten das Geschlechtsproblem als nicht vorhanden — und so bekam seine damalige Entwicklung eine etwas verbogene Richtung. Lesen und immer wieder Lesen betäubte seine inneren Nöte: er anglisierte und amerikanisierte sich mehr und mehr, wurde Südstaatler und seiner geistigen Haltung nach Christ.

Auf dem College wuchs seine Verehrung für das englische geistige Wesen, ja, kam eine Begeisterung für den englischen Imperialismus in die Seele des empfänglichen Jünglings. Währenddem ging er in die Methodistenkirche, unterrichtete er in der Sonntagsschule.

Trotzdem er anerkanntermaßen der beste Schüler war, nahmen ihn seine „Freunde“ nicht in ihre „Griechisch-literarische Brüderschaft“

auf. Er mußte sein Ausgestoßensein erleben, aber ein Erwachen aus seinem halbgebildeten Amerikanertum erfolgte nicht.

Eine erstaunliche Belesenheit zeigte dieser junge Mensch. Ja, es gelang ihm, in einem „Courier“ mancherlei Gedichte und Kritiken unterzubringen. Sein Abgangszeugnis vom College war glänzend, man lobte ihn überaus — und doch, als es sich darum handelte, ihm eine Stellung als Lehrer zu verschaffen, versagten alle: er war Jude! Queenshavens Bürger gaben ihm schließlich ein Darlehen zum Besuch der Columbia-Universität in New York.

In New York gewann er Freundschaften künstlerischer und wissenschaftlicher Natur. Eine erste Bresche in seinen Anglo-Amerikanismus schlug das Bekanntwerden mit der deutschen Literatur des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts. Er fand einen Widerhall seiner innersten Erlebnisse, die er hatte verstecken müssen. Er gewann auch mehr Blick für die Außenwelt.

Eine „blinde, krankhafte Leidenschaft“ trug weiter dazu bei, ihn dem Moralismus seiner Umgebung zu entreißen, und wurde dadurch eine Vorstufe zu Handeln aus individuellen Impulsen. Auch seine Verse verloren den Charakter eines bloßen Widerhalls „wohlklingender Überlieferung“ und erwuchsen aus seinen eigenen Lebensqualen.

Nach einem Jahr Studium erfuhr er aufs neue die Macht des Banns, den ihm seine jüdische Herkunft eintrug. Er bekam trotz bester Leistung nicht die verdiente Stellung. Er mußte sich als Ausgestoßener fühlen, so viele Komplimente man ihm auch machte. So fand er in seiner anglo-amerikanischen Welt die gleiche eigentümliche doppelte Moral hinsichtlich Freiheit, Gleichheit und demokratischer Gerechtigkeit vor, die er bereits in der Geschlechterfrage erlebt hatte. Er brach sein Studium ab, nahm Stellungen an, schrieb Artikel und Verse, aber er mußte schließlich zu seinen Eltern flüchten. — Damals lernte er seine Frau kennen.

Aber für die literarischen Arbeiten, die er sich unter Aufbietung seiner besten Kräfte abrang, fand er kein Interesse. Er mußte dazu übergehen, nach dem Geschmack des Publikums zu schreiben, hatte er sich doch verheiratet und mußte Geld verdienen. Ein Roman, an dem ihm besonders lag, wurde zwar gelobt, aber doch mit Bemerkungen, die eine Warnung der jungen Leute enthielten: ein neues Zeichen der Doppelmoral. Der Roman war eben nicht in die kitschige Atmosphäre des Sentimentalismus gehüllt worden.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen um eine Universitätsstelle, bei denen er Lob aller Art wegen seiner Leistungen zu lesen bekam, bloß kein Entgegenkommen für die Wirklichkeit, wurde ihm durch die Bemühungen seines Freundes Ellard eine Stelle für deutsche Literatur an der Universität Monroe zugänglich. Dort hatte er zum erstenmal das Gefühl von Freiheit und Kraft, das ihm immer

gefehlt hatte, und dort wurde er ein beliebter Lehrer. Die Notwendigkeit, mehr Geld zu verdienen, hieß ihn einen Ruf an die Universität von Central City annehmen.

Er kommt immer wieder darauf, daß dem intelligenten Durchschnittsamerikaner „Bildung“ ein bloßes Mittel zum besseren Broterwerb ist, aber mit einem Wandel der ganzen Persönlichkeit zu höherem Menschentum nichts zu tun hat. „Persönlichkeit“ hat überhaupt keinen Platz. Gegen alle qualitativen Unterschiede zeigten sich die Studenten äußerst intolerant. Alle technischen Wissenschaften hatten großartige Institute, „die Wissenschaften aber und die klassischen Künste, die uns Weisheit verleihen und uns geistig erheben, sind irgendwo in bescheidenen Winkeln untergebracht. Aus diesen Anordnungen schließen die Studenten ohne weiteres auf das, was nützlich oder als überflüssig angesehen wird. . . . Die höheren Kurse in Sprachen und Literatur, Englisch mit eingeschlossen, werden meist nur von jungen Mädchen besucht, die sich den Luxus des Angenehmen und Überflüssigen leisten können.“ (S. 204.) Die Professoren sind Spezialisten, Fragmente, aber nicht Persönlichkeiten, wie sie der amerikanische Student am nötigsten brauchte.

Eine große Erschütterung war für Lewisohn der Tod seiner Mutter. Das Nachdenken darüber, wie es einem reichen, dichterisch veranlagten Geiste wie seiner Mutter in dieser Welt habe gehen können, trieb ihn zu einer etwas nachdrücklicheren Beschäftigung mit der Politik seines Landes. Aber er fand nur das Bestreben, „das einfache Volk zu täuschen und die Macht der privilegierten Masse zu befestigen und zu erweitern“. (S. 225.) An der Prohibition zeigt er die soziale Verlogenheit. Seelisch verstümmelte Menschen beherrschen das Land.

„Laßt uns die Sache einmal genau untersuchen: wir sind absolut hilflos, sobald von irgendeiner noch so unverantwortlichen Stelle die Schlagworte „Moral“, „Reinheit“, „Familie“ ertönen. Und doch müssen gerade diese starren, folgenschweren Begriffe gebrochen werden, ehe auch nur ein Strahl von Zivilisation unsere Dunkelheit erhellen kann. Denn verwickelt in diese Begriffe und aufs engste verwoben damit ist eine solche Summe konkreter menschlicher Tyrannei, konkreter menschlicher Leiden, — Tage voll Verzweiflung, Nächte voller Seelenqualen, wie sie wahrscheinlich beispiellos in der Menschheitsgeschichte sind. . . . Wenn psychische Entladungen sich einstellen, nehmen sie notgedrungenerweise die Form von Krieg, Haß, Verfolgung und Lynchgerichten an.“ (S. 229.)

So gibt es in der amerikanischen Gesellschaft keine wahre Freiheit und keine innere Persönlichkeitsentwicklung. So waren keine Hemmnisse gegen den Ausbruch einer Massenpsychose in der Zeit des Weltkrieges. Lewisohn hielt sich von ihr frei — aber sein Schwimmen gegen den Strom kostete ihn seine Stelle als Universitäts-

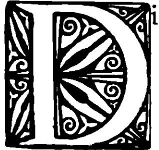
lehrer. Er ist geneigt, „die eigentümliche, gänzlich unmotivierte Wildheit, die hektische Erregung“ in dem Ausbruch der patriotischen Leidenschaft, der über das Land hinfegte, als etwas Orgiastisches, versteckt Sexuelles anzusehen — zuzuschreiben bis zu einem gewissen Grade der Unterdrückung des Geschlechtslebens. „Das ganze amerikanische Volk wurde eine Lynchgemeinde. Die Stimmung drückte sich, dem natürlichen Triebe folgend, ganz spontan als Sexual-Symbolismus aus.“ (S. 250.)

Es blieb ihm nicht erspart, eine Lehrerstelle in einer Privatschule anzunehmen. „Gleich am ersten Tage meiner Tätigkeit schien ein Hauch aus einer eisigen, schaurigen Region meine Nerven zu lähmen. Am dritten Tage wußte ich, daß ich in die tiefste Tiefe der Zivilisation herunter gelangt war, wo es wohl Fahrstühle, moderne Wasserleitung, gut funktionierende Ventilation, Hygiene, Reinlichkeit und Moralität gibt, wo aber die Seele tot ist. . . . Die jungen Leute . . . waren absolut unempfänglich für jede Belehrung, aber sie hörten sehr aufmerksam dem unheilvollen moralischen Gefasel zu, das die Führer der Y. M. C. A. ihnen vortrugen. ... Vernichte deinen Gegner ..., vernichte den Andersdenkenden. ... Und — das war stets der Nachsatz — um erfolgreich vernichten zu können, müßt ihr euch zusammentun, immer gemeinsame Arbeit machen, niemals allein denken, fühlen, handeln, immer nur mit eurer Gruppe oder durch eure Gruppe.“ (S 270/1.)

Dennoch, wie schwer uns auch all das Schreckliche und Entsetzliche, das wir da an Ungeist sehen, niederdrückt, — ganz hoffnungslos legt man das Buch doch nicht aus der Hand; es erhebt uns doch wieder als Menschen, wenn L e w i s o h n darauf hinweist, daß es auch Vertreter eines kritischen und schöpferischen Geistes in Amerika gibt, die einem neuen, gesunden, freieren Menschentum trotz allem mutig zustreben.

Zur Reform des mathematischen Unterrichts

Von Prof. Dr. Franz Willers, Oldenburg i. O.



ie Denkschrift des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung enthält wertvolle und fruchtbare Gedanken; aber der geistigen und kulturellen Bedeutung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts ist nicht Genüge geschehen.

Es ist geradezu tragisch, daß das geniale Werk eines Felix Klein — dieser wird in der Denkschrift als Kronzeuge genannt — und die in zehn Bänden vorliegenden Schriften des deutschen Unterausschusses der internationalen mathematischen Unterrichtskommission, wie die des deutschen Ausschusses für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, in jener Denkschrift keinen Resonanzboden gefunden haben, daß somit die seit über zwei Jahrzehnte flutende mathematisch-naturwissenschaftliche Reformbewegung zu einer „Kulturtragödie" geworden ist.

Wo liegt der Widerstand?

Gibt es nicht zu denken, daß Männer, die heute in Schul-Bildungs- und Kulturfragen mit an führender Stelle stehen, nämlich Behrend, Kerschensteiner, Oswald Spengler, von Haus aus „Mathematiker" sind? Die Unklarheit, ja Unkenntnis, die in vielen pädagogischen Kreisen und darüber hinaus über die mathematische Reformbewegung herrscht, rechtfertigt es, auch an dieser Stelle die Klein'schen Ideen im Grundriß zu entwickeln: Die Wurzel der Klein'schen bzw. Meraner Vorschläge ist die Erkenntnis, daß die höheren Schulen einerseits weder eine einseitig sprachlich-geschichtliche noch eine einseitig mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung geben, andererseits, daß die Mathematik und Naturwissenschaften den Sprachen gegenüber durchaus gleichwertige Bildungsmittel sind.

In den Reformideen kommt vornehmlich ein psychologisches, utilitarisches, didaktisches und ethisches Prinzip zur Geltung; denn 1. der mathematische Unterricht hat sich der geistigen Entwicklung des Kindes anzupassen, die Anschauung soll in den Vordergrund treten und eine einseitige Euklidische starre leblose Beweisführung zurückdrängen; die richtige Mitte zwischen Anschauung und Abstraktion ist innezuhalten; die Stärkung des räumlichen Anschauungsvermögens ist vornehmlich anzustreben; die Entwicklung des Zahlen- und Größensinnes ist zu fördern, 2. die Aufgaben und Anwendungen sind auf das tägliche Leben, die engere und weitere Umwelt des Schülers zuzuschneiden, 3. der Schüler soll im mathematischen Unterricht zur Gewohnheit des funktionalen Denkens erzogen werden; er soll erleben, daß durch die Mathematik ein einheitlicher Zug geht; aus dem mathematischen Denken seit der Mitte des 17. Jahrhunderts herauskristallisiert, bringt der Funktionsbegriff die gegenseitigen Beziehungen aller Erscheinungen zu durch-

sichtiger Klarheit, und „diese Welt der Gedanken“ — wie Voss in seiner wundervollen Monographie über das Wesen der Mathematik sagt — „im jugendlichen Geiste hervorzurufen und zu entwickeln ist die große Aufgabe der mathematischen Pädagogik unserer gegenwärtigen Zeit.“ — Dazu soll 4. das geschichtliche, kulturgeschichtliche und staatsbürgerliche Element im mathematischen Unterricht gepflegt werden; ein Verständnis unserer gesamten Kulturentwicklung ist ohne mathematische Kenntnisse unmöglich. Wie die Schule überhaupt, so hat auch der mathematische Unterricht zum öffentlichen Leben zu erziehen; in Kopf und Herz der Jugend sollen die Gedanken der Familie, der Gemeinde, des Staates, des Volkes lebendig werden. Und endlich ergibt sich als eine zwingende Notwendigkeit des Krieges 5. den mathematischen Unterricht für die deutsche Erziehung fruchtbar zu machen, eine Aufgabe, die mit der vierten Forderung verwandt ist. Auch der mathematische Unterricht hat Gelegenheit genug, zum nationalen Bewußtsein zu erziehen, eine heilige Offenbarungsstätte deutschen Geistes zu sein; auf daß die Jugend als zukünftiger Träger der deutschen Geschicke zum Verständnis der großen nationalen Aufgaben heranreift; auch im mathematischen Unterricht kann die verzehrende Flamme einer tiefen Vaterlandsliebe die reine Seele des Kindes und Jünglings entzünden, ihm wieder den Glauben an die Kraft des deutschen Volkes schenken.

Das sonst dem mathematischen Unterricht gesteckte Ziel: die Förderung der logischen und philosophischen Schulung, der formalen Bildung; die Erziehung zur Willenskraft und Selbsttätigkeit, zur Kritik gegen sich selbst, zur vorurteilslosen Sachlichkeit und zum Verantwortungsgefühl soll hier nicht besonders betont werden; es ist in jenen fünf Forderungen implicite enthalten.

Es ist doch wohl so: die Erkenntnis, daß vornehmlich beim geometrischen Unterrichte die Anschauung die Grundlage alles Wissens und die Selbstbetätigung der Hebel alles Könnens bilden muß, war schon vor der Meraner Naturforscherversammlung und vor Klein ein gut Stück pädagogischer Weisheit; aber es ist Kleins unbestreitbares Verdienst, von der hohen Warte der Wissenschaft, nämlich in seinen Vorlesungen über Elementarmathematik darauf hingewiesen zu haben, wie wichtig die induktive Arbeit für die Entwicklung der mathematischen Bildung im allgemeinen und auf der Schule im speziellen, daß er mit der ganzen Wucht seiner genialen Persönlichkeit für diese fast trivial klingende Wahrheit eingetreten ist.

Wir unterscheiden zwischen sinnlicher und reiner Anschauung, der Anschauung a priori nach Kant; und gerade im mathematischen Unterrichte ist vornehmlich das innere Schauen, das räumliche produktive Anschauungsvermögen auszubilden. Zu diesem Zwecke ist zunächst die empirische Anschauung, die Anschauung a posteriori, im Schüler zum Leben zu erwecken. Und ein Schüler, der die mathematischen Begriffe in voller sinn-

licher und innerer Anschauung besitzt, wird einer deduktiven Behandlung mit Verständnis folgen können. Ihm ist die Mathematik keine Hexerei mehr, und die viel gerühmte mathematische Beanlagung wird zu einer Sage. (Schwering: Ist Mathematik Hexerei?)

Schon Herbart sagt: „daß die Anlage zur Mathematik seltener sei, als zu anderen Studien, ist bloßer Schein, der vom verspäteten und vernachlässigten Anfängen herrührt.“ (Umriß pädagog. (3. Kap.)

Aber das bloß anschauungsmäßig Erkannte darf nicht als bewiesen angesehen werden, vor größeren Denkaufgaben darf man nicht zurückschrecken, Widerstände sind doch dazu da, daß sie überwunden werden; schon in der Unterstufe sind an geeigneten Stellen Beweise im Euklidischen Sinne angebracht, ja, durchaus notwendig. Dadurch kommt erst der hohe Wert des mathematischen Unterrichts zur Geltung, u. a. gewöhnt sich dadurch der Schüler an logisch strenge Schlußfolgerungen, sein Sinn für notwendige Kausalzusammenhänge wird ausgebildet; ist doch gerade der mathematische Schluß absolut zwingend und unanfechtbar; mathematische Erkenntnisse können nur in mühsam zeitraubender Arbeit durch Selbstbetätigung gewonnen werden; alle Hilfsmittel zur Veranschaulichung werden aber mißbraucht, wenn sie zur Hauptsache werden, wer auf seinen gesunden Beinen gehen kann, nimmt keine Krücken mehr!

Es sei an dieser Stelle noch an eine neue Anschauungsrichtung erinnert: die Einführung des Lehrfilms, der Kinematographie im mathematischen Unterrichte: Die Verwendung des mathematischen Films soll eintreten, wenn der Schüler die richtige Vorstellung von dem mathematischen Vorgang schon gewonnen, diesen schon geistig verarbeitet hat, also bei Wiederholungen zur Einprägung und Vertiefung; der mathematische Film soll den Schüler zum Schauen erziehen.

Für den Lehrer ergibt sich die schwere Aufgabe, den rein mathematischen Stoff mit der Anschauung so zu durchtränken, daß die Tiefe des Unterrichts darunter nicht leidet, Anschauung und Abstraktion so miteinander zu verbinden, daß aus der unmittelbar sinnlichen Erfassung ein inneres Schauen werde, so, daß aus dem Schüler der stille Wanderer bei Cäsar Flaischlein wird: „Man geht und geht und merkt kaum, wie ringsum die Bilder sich verschieben und vorübergleiten und eins um das andere rückwärts fällt, und plötzlich steht man wie in einer neuen Welt!“ so daß der Schüler die schönen und in unserem Falle treffenden Worte des Türmers Lynceus im Faust auf sich anwenden darf:

Zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt!

Was nützt nun aber dem Wanderer, wenn er das Gesehene und Geschaute wie die Bilder eines Kaleidoskops an seinen Sinnen und seinem Geiste vorüberziehen läßt, ohne es zu- und miteinander in Be-

ziehung zu setzen, ohne durch Anwendungen, Aufgaben und Übungen das sinnlich und innerlich Aufgenommene zu ergänzen, zu erweitern, zu vertiefen, lebensvoll zu gestalten, vornehmlich aber durch solche Anwendungen, die seinen Blick lenken auf das werktätige, wirtschaftliche, staatsbürgerliche Leben, die ihm Einsicht geben in die Bedeutung der Mathematik für die Beherrschung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, für die Naturerkenntnis, kurz, für unsere ganze Kultur?

Die Anwendungen sollen nicht nur bei rein mathematischen Aufgaben und Gebilden stehen bleiben: Staats- und Volkswirtschaft, die Naturwissenschaften, Technik und Kunst, kurz, die sogenannte Kultur ist für mathematische Turnübungen ein luftiger Tummelplatz; auf ihm können die Schüler mit der Mathematik etwas anfangen, herumspringen, hier kennen sie den ernsten, stolzen, von strenger Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe erfüllten, nach den starren Regeln der Logik schließenden und urteilenden, kritisch veranlagten, formalen, fast langweiligen Schulstubengenossen kaum wieder; als froher, liebenswürdiger, humorvoller, neugieriger Bursche tritt die Mathematik ihnen entgegen, bar aller Weltfremdheit und Schüchternheit, der Lust und Leben in den Unterricht bringt, und den man lieb haben muß!

Wenn im Rechnen und Algebra-Unterrichte Aufgaben aus dem Haushalte der Familie, der Gemeinde, des Staates, aus dem Edelmetall-, Münz-, Geld, Währungs- und Steuerwesen, aus dem Handwerk, Gewerbe- und Handelsleben, aus der Landwirtschaft und Industrie, aus dem Bergbau- und Hüttenwesen, aus der Arbeiter-, Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, aus dem Versicherungswesen herangezogen werden, wenn der Krieg, seine Folgen, das verhängnisvolle Diktat von Versailles mathematisch ausgebeutet werden, dann, ja dann wird gewiß dem Schüler die Mathematik zu einer lebendigen, lebenswarmen Wissenschaft, sie bringt ihn in einen innigen Konnex zum Volks- und Staatsleben, er empfindet und fühlt den Pulsschlag der Gegenwart, er gewinnt einen klaren, unzweideutigen Begriff davon, wie tief doch die Mathematik in unser Leben eingreift, daß sie keine dem Leben abgewandte Wissenschaft ist; solche selbst erarbeiteten mathematischen Ergebnisse wirtschaftlicher und sozialer Art eröffnen dem jugendlichen Geiste Perspektiven von unendlicher Tragweite für sein späteres Leben, er erkennt, wie der Staat bemüht ist, die gewaltige Kluft, die der Kapitalismus und der Krieg in unseren deutschen Volkskörper gerissen hat, zu überbrücken; wie sie objektiv urteilt, ihn ausrüstet mit einer scharfen Waffe gegen politischen Dilettantismus, Schlagwörter und Utopien, wie sie ihn erzieht zum Wirklichkeitssinn, zur Weltoffenheit und Weltklugheit.

„Kopf und Herz der Jugend werden erfüllt mit dem Gedanken des Staates, lehren ihn sich unter- und einzuordnen in einer großen Lebensgemeinschaft, bereiten ihn vor für seinen zukünftigen Beruf als

Staatsbürger, auf daß er als Mann dazu beitragen kann, das deutsche Volk, auf der Bahn der Bildung, Gesittung und wirtschaftlicher Kontinuität zu erhalten und vorwärts zu führen." Analoge Überlegungen gelten für den Geometrie-Unterricht. Gewiß, ohne Zweifel liegt in der Pflege der Anwendungen die Gefahr einer großen Zersplitterung des Unterrichts; „denn wer alles will, wird nichts gewinnen" und in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Klein selbst hat einmal gesagt: „Vor lauter Vorführung interessanter Anwendungen kann die eigentliche logische Durchbildung verkümmern und das darf auf keinen Fall eintreten, weil sonst der Kern der Sache verloren geht". Auch mich dünkt, stets muß die Mathematik über der Anwendung stehen. Platz kann für jede Anwendungen geschaffen werden, wenn aller unnötiger Ballast und alles Gekünstelte über Bord geworfen und beseitigt würde.

Mag Goethe für die Anwendungen der Mathematik auch nicht viel übrig gehabt haben, aber für die Mathematik gelten seine Worte, die der Dichter selbst allerdings in einem anderen Sinne aufgefaßt wissen will, nämlich:

„Für Andere wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Anschauung und Anwendung füllen die mathematischen Begriffe mit Inhalt, verleihen ihnen Licht und Farbe; diese geben aber erst ein einheitliches Bild wenn sie — figürlich weiter gesprochen — zu einem kontinuierlichen mathematischen Spektrum vereinigt werden, oder anders ausgedrückt, wenn die anschaulich gewordenen mathematischen Begriffe als Glieder einer mathematischen Kette erscheinen, so daß sich ihre gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten offenbaren, wenn wir eben erkennen, daß in der Mathematik der letzte Schluß eine Folge von unendlich vielen Schlüssen ist, daß Ursache und Folge sich stets wieder umkehren, reciprok zueinander sind, kurz, wenn, — wie es modern heißt — die funktionalen Zusammenhänge aus dem mathematischen Gesamtbilde kristallklar und plastisch hervortreten.

Zu den beiden ersten Forderungen gesellt sich die dritte: „Erziehung zur Gewohnheit des funktionalen Denkens". Der Funktionsbegriff soll das Leitmotiv des mathematischen Unterrichtes sein, er soll sich wie ein roter Faden durch den gesamten mathematischen Unterricht ziehen, Rechnen, Algebra, Geometrie, miteinander verbinden, kurz: der Funktionsbegriff soll in den Mathematik-Unterricht einen einheitlichen Zug bringen.

Tatsächlich wird nach meinen persönlichen Erfahrungen der Unterricht durch Benutzung des Funktionsbegriffes, die dualistische Be-

trachtungsweise, belebt, — Anschauung und Anwendung erhalten eine wertvolle Ergänzung.

Die analytische Geometrie und die Infinitesimalrechnung sind „logisch wie didaktisch das Gebiet, das in das funktionale Denken und in die darauf sich gründenden Methoden am tiefsten einführt, sie sind ein naturgemäßer sinnvoller Abschluß in der Ausbildung funktionalen Denkens," sie krönen das Werk.

Bei der Anwendung des analytischen und infinitesimalen Verfahrens wird dem Schüler nahe gebracht, daß hierin der Schlüssel zu der Machtstellung liegt, die die Mathematik sich im Kulturleben errungen hat, daß die Einführung der allgemeinen veränderlichen Größe und ihre Funktion das mächtigste und wunderbarste, ja genialste Rüstzeug ist, die Wirklichkeit und das Naturgeschehen zu ergründen und zu meistern!

Weinrich sagte: „Die Klein'sche Reform hat die Schulmathematik zur Heimstätte abendländischer neuzeitlicher Mathematik gemacht, indem sie die analytische Geometrie aufnimmt und den Funktionsbegriff in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt, und im Zusammenhang damit, den so überaus fruchtbaren Methoden der Differentialrechnung auch auf der Schule Eingang verschaffte.

Welche weittragende Bedeutung dem beizumessen ist, das mag vielleicht kurz in der Fassung angedeutet werden, daß allererst hierdurch der mathematische Unterricht die Möglichkeit gewann, dem gewaltigen Beitrag der Mathematik im Gesamtbilde unserer Kultur gerecht zu werden.

Erst jetzt kann auch dem Schüler die völkerverbindende und fernste Zeiten überbrückende Gemeinschaftsarbeit der Menschheit im Gebiet der mathematischen Forschung nahegebracht, und so sein kulturhistorisches Verständnis vertieft werden, wenn er z. B. die berühmten Probleme der Alten durch die neuere abendländische Mathematik so überraschend gelöst findet." —

So empfangen wir aus der Mathematik mit ihren funktionalen Zusammenhängen die Goethische Wahrheit:

„Ach Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du,
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz!"

(Euphrosyne)

A n s c h a u u n g, A n w e n d u n g, F u n k t i o n — das sind die Richtwörter für das Charakteristikum der Kleinschen Ideen; damit soll nicht gesagt sein, daß sie ausschließlich das Ziel des mathematischen Unterrichts seien, sie sind die Stellen, an denen vornehmlich eine Reform des mathematischen Unterrichts einzusetzen war, sie sind eine notwendige, aber nicht ausreichende Bedingung für die Erfüllung der pädagogischen Aufgabe des mathematischen Unterrichts.

Jene Reformbewegung wird fortgesetzt einerseits in der Betonung des geschichtlichen bzw. kulturhistorischen Elements als eines Mittels, zur Erkennung der tiefen Zusammenhänge zwischen Mathematik und Kultur, andererseits in der Berücksichtigung der Bürgerkunde, als eines Mittels die jungen Leute für die großen nationalen Aufgaben reif zu machen!

Goethe bezeichnete als das erhabenste Ziel jeglichen Unterrichts, die Ehrfurcht! Ja, heute mehr denn je, sollten die Lehrer sich dieses Wortes erinnern! Wird die Jugend von heute noch bei Aufgaben, Problemen — die für sie doch Neuland sind — tief innerlich gepackt? Eben, weil ein großer Teil unserer Schüler am Tanz um das goldene Kalb teilnimmt, von der Not unseres Volkes innerlich nicht berührt wird, ist es auch für einen Mathematiker heiligste Pflicht, ihnen zu zeigen, daß Mathematik eine Quelle reicher kultureller, sittlicher, nationaler Ideen ist, daß auch sie das Gemüt erschüttern und Ehrfurcht erwecken kann.

Wie staunen die Schüler, wenn sie hören, daß schon vor 5 — 6 000 Jahren die Ägypter und Babylonier rechneten, daß Ahmes schon ungleichnamige und Stamm-brüche kannte, daß zwischen Euphrat und Tigris, dem jetzt dürren Mesopotamien, einst ein Kulturgebiet war, wo ein hochentwickeltes Ziffernsystem galt.

Und werden die Fäden weiter nach Griechenland gesponnen, so tut sich vor dem Schüler eine ungeahnte Welt menschlichen Scharfsinns auf; er sieht, wenn ihm die unvergänglichen Leistungen eines Pythagoras, eines Plato, eines Euklid, eines Archimedes, eines Heron und all der andern in ihrer historischen Entwicklung aufgehen, wie Begriffe, Definition, Sätze einander folgen und ablösen, er lernt, wie eine und dieselbe Aufgabe verschieden aufgefaßt und behandelt wird.

Das wird ihm so recht offenbar, wenn wir ihn weiterführen an die Höfe mohammedanischer Fürsten, als den glänzenden Heimstätten für mathematische Wissenschaften. Wenn sie die Ausbreitung der mathematischen Wissenschaften nach West-Europa verfolgen, und hören, wie alle Rechen- und rein mathematischen Probleme in neue Form gegossen werden, wie der Handel in Oberitalien zu ganz neuen Methoden in der Auflösung angewandter kaufmännischer Aufgaben führte.

Und welche Bedeutung die Mathematik gerade in der Gegenwart für unser volks- und staatswirtschaftliches Leben hat, wie innig sie sich mit der Technik und Baukunst berührt, davon habe ich ja schon vorhin gesprochen. Es ist ohne Zweifel, daß vom Gesichtspunkte des Erziehers aus das geschichtliche und kulturgeschichtliche Element den mathematischen Unterricht durchtränken muß, es soll für den Schüler eine Oase in der „Wüste“ Mathematik sein, ihm frische Kraft geben für den Weitermarsch auf dem steinigen mathematischen Boden.

Ja, es ist doch so: das Werden und Wachsen des mathematischen Baumes, die Rücksichtnahme auf die geschichtliche Entwicklung „erfüllt

den Schüler mit Bewunderung für die zahlreichen Pioniere der mathematischen Wissenschaften, flößt ihm Achtung und Ehrfurcht ein vor der geistigen Arbeit überhaupt und erstickt die Selbstüberhebung im Keime". Werden nicht Fühlen und Wollen des Schülers aufgerüttelt, wenn durch zusammenfassende Rückblicke die Mathematik in Beziehung zur Gesamtkultur gesetzt und durch sie erkenntnis-theoretische Fragen angeregt werden, wenn ihm gezeigt wird, wie — nach Geilen — „die Mathematik im weitesten Sinne überall unter der Oberfläche des heutigen Lebens ein fein gesponnenes Netz bildet, in das das ganze tausendfache Gewebe der heutigen Kultur eingespannt ist, wie die Mathematik zugleich aber auch die Eisenkonstruktion ist, die den Bau der heutigen Kultur zusammenhält, ja, wie die Mathematik in gewissem Sinne das Fundament ist, das unsere Kultur in ihrer heutigen Ausgestaltung trägt!"

Es gilt für den Zusammenhang zwischen Mathematik und Kultur das Wort Goethes;

— — — „denn Gesetze bewahren die lebendigen
Schätze, aus welchem sich das All geschmückt."

Wenn der mathematische Unterricht in dem angedeuteten Sinne erteilt wird, dann sind damit auch schon staatsbürgerliche Belehrungen gegeben, wie ich schon skizziert habe.

Aber wir wollen mehr: Der Schüler soll die Zinnen ersteigen, einen Blick werfen auf seine Heimat, auf sein deutsches Land, auf sein deutsches Volk; er soll erfahren, wie schön sein Deutschland ist, wie es Männer hervorgebracht hat, die ihm ein lebendiges Sinnbild deutscher Pflichttreue, deutscher Forschungskraft werden können.

Die Fähigkeit der Mathematik, nicht nur die Erscheinungen der Natur, sondern auch die des Kulturlebens zahlenmäßig und geometrisch zu erfassen, kann, soll und muß dazu benutzt werden, den Schüler tüchtig zu machen für die Aufgaben des Gemeinwesens und des Staates, ihn zum deutschen Staatsbürger zu erziehen, in seine junge Seele die Keime zu pflanzen echter Vaterlandsliebe.

Dies letztes und höchstes Ziel, ethisch im tiefsten Sinne des Wortes, weil auf den Schultern der Jugend die Aufgabe des Wiederaufbaues unseres zerbrochenen und getretenen Vaterlandes ruht! Weil die Jugend nicht nur den Blick in die Vergangenheit lenken darf, sondern ihre Vaterlandsliebe sich auch an Zukunftshoffnungen nähren muß! Die angedeutete historische und kulturgeschichtliche Einstellung im mathematischen Unterricht bietet Gelegenheit genug, von der schöpferischen, intuitiven Tätigkeit der Deutschen in der mathematischen Wissenschaft zu sprechen und die ausländischen Lügen zurückzuweisen, daß Deutschland nur Anbeter anderer Nationen sei, und rezeptiv arbeite, selbst etwas wirklich Ursprüngliches noch niemals hervorgebracht habe, die französische Fabel von der Mathematik als einer rein französischen

Nationalwissenschaft tatsächlich als ein so echt chauvinistisches Märchen zu kennzeichnen.

Schauen die Schüler in die stille Stube eines Gelehrten, gewinnen sie so schon Verständnis für deutsche wissenschaftliche Arbeit, erfahren sie, daß Deutschland an der Spitze der mathematischen Wissenschaften steht, in der Erfindung mathematischer Zusammenhänge unerreicht dasteht, ja, dann wird in der Seele des Schülers ohne viele Worte das heilige Feuer inniger Liebe zum Deutschtum geschürt, das sich manchmal schon in der ernsten Arbeit oder im Frohsinn des Tages zu lodernder Flamme vaterländischer Begeisterung entfachen wird; oder aber, im Unterbewußtsein schlummert jene Liebe, um in großen Zeiten gewaltsam, unaufhaltsam hervorzubrechen!

Die Wucht mathematischer Tatsachen erfüllt den Schüler mit Ehrfurcht vor Deutschlands geistiger Größe, aber auch mit Schaudern vor Deutschlands Not! Ohne besondere Stunden fließen unmittelbar aus dem mathematischen Unterricht die Mittel, das deutsche Volk bei seiner Arbeit auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens — zu beobachten, Verständnis zu gewinnen für die Kultur-Lebens-Erscheinungen der deutschen Gegenwart: Rechnen und Algebra mit der zahlenmäßigen Wertung der Tatsachen führen — wie schon früher bei der Anwendung angedeutet — in das werktätige, kaufmännische und industrieelle Leben der engeren und weiteren Heimat, machen ihn mit wirtschaftlichen Lehren und sozialen Problemen bekannt, geben ihm Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Berufe und bereiten den Boden vor, auf dem sich die verschiedenen Berufsstände begegnen, verstehen und fördern so den inneren Frieden, dienen so zum Ausgleich sozialer Gegensätze, was uns gerade heute so bitter not tut.

Der Geometrie-Unterricht entwickelt den Formensinn, bringt Figuren und Zeichnungen nach Aufbau und Zusammenhang zum Verständnis; somit erwächst aus ihm die Fähigkeit und das Bedürfnis, mathematische Wahrheiten aus Tabellen, graphische Darstellungen und Figuren, aus Zahlen und Gleichungen herauszulesen, aus ihnen die großen Gesichtspunkte herauszuholen, die das Volksbewußtsein stärken, die zum Verständnis für deutsche Kunst beitragen können, die im Schüler das Gefühl erzeugen, auch ein lebendiges Glied im Staatsganzen zu sein, das einst dem Vaterlande zu dienen hat.

Wahrlich, der mathematische Unterricht kann an seinem Teil dazu beitragen, daß der Mangel an staatsbürgerlichem Wissen beseitigt wird, daß an Stelle der Gleichgültigkeit lebhaftes Interesse, an Stelle der Abneigung, Liebe für wirtschaftliche, soziale und staatliche Probleme treten, kurz, daß der Mathematikunterricht staatsbürgerlich erzieht, damit das vaterländische Bewußtsein weckt und stärkt.

Wird der mathematische Unterricht vom nationalen Empfinden getragen, ohne daß sich dieses Moment hervordrängt, dann —

dünkt mich — müßte auch er das Herz des Schülers erwärmen, dann müßte auch er fähig sein, daß in Kopf und Herz des Schülers der Gedanke der Familie, der Gemeinde, des Staates, des Volkes lebendig werden, dann müßte auch er erziehen zur Freude an Natur- und Menschenwerken, zur Achtung vor jeglicher Arbeit, zur Gemeinnützigkeit, zur Heimats- und Vaterlandsliebe, kurz, Einfluß gewinnen auf die Ausbildung staatsbürgerlicher Gesinnung, eben, den Schüler deutsch erziehen! Auf daß er im Sinne Goethes wiedergewinne Ehrfurcht vor dem Recht, dem Staate, dem Reiche! Auf daß das Wort Kerschensteiners auch im mathematischen Unterricht wahr werde: „Der höchste Zweck der menschlichen Tätigkeit ist die Verwirklichung des Kultur- und Rechtsstaates im Sinne eines sittlichen Gemeinwesens.

Dann muß das vornehmste Ziel der Erziehung sein, die Jugend für dieses Ideal heranzubilden, und diese Erziehungsaufgabe muß alle die anderen umfassen. Der rechte Staatsbürger ist dann der, der in treuer Hingabe selbstlos der Erreichung und Verwirklichung dieses sittlichen Gemeinwesens dient!"

„Die Mathematik, die uns auf dem Wege eigene Einsicht zur Ordnung und Beherrschung der Außenwelt führt, sie soll durch ihr Vorbild uns auch befähigen, die strenge Richtschnur unseres Handelns zu finden, so daß auch im Bereiche unseres Willenlebens aus einem Chaos ein Kosmos wird," (Weinreich), und somit der mathematische Unterricht[1]) unter dem Zeichen stehe:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!"

---

[1]) Siehe: Abhandlungen in „Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften" von Lietzmann, Lötzbeyer, Detlefs, Gentil u. a. ferner in „Monatsschrift für höhere Schulen" von Weinreich, und Methodik und Didaktik des mathematischen Unterrichts von Lietzmann, ferner F. Klein: Vorträge über den mathematischen Unterricht. F. Klein: Elementarmathematik vom höheren Standpunkte aus, 3. Auflage, 1924. V. Geilen; Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur, 1921.

Siegfrieds Waldvöglein im irischen Märchen.

Von Theodor Solus.

„Hei! Siegfried erschlug
nun den schlimmen Zwerg!
Jetzt wüßt' ich ihm noch
das herrlichste Weib.
Auf hohem Felsen sie schläft,
Feuer umbrennt ihren Saal:
durchschritt er die Brunst,
weckt er die Braut,
Brünnhilde wäre dann sein!"

So singt das Waldvöglein dem jungen Helden im Wagnerschen Nibelungenring und feuert ihn an, seinen jugendlichen Heldentaten noch eine weitere, die Erweckung der Brünnhilde, hinzuzufügen. Siegfried folgt seinem Rat, das Vöglein führt ihn, bald hierhin, bald dorthin flatternd, bis er in die Nähe des Walküre-Felsens gekommen ist. Hier stellt sich ihm Wotan entgegen und wehrt ihm den weiteren Weg, und das kleine Waldvöglein ist plötzlich verschwunden.

Es kommt zu einem kurzen Kampfe zwischen Siegfried und dem Wanderer Wotan, der damit endet, daß Siegfried ihm seinen vorgehaltenen Speer mit seinem selbstgeschmiedeten Schwert Notung zerhaut, worauf der Wanderer entschwindet und der Weg zur schlummernden Brünnhilde frei wird. Er durchschreitet die Feuersgluten, erweckt die schlafende Maid und vereint sich mit ihr. Ihr Götterwissen, das sie aus der Himmelswelt mitbringt, kommt nun an Siegfried, dessen Erdenbewußtsein damit einem höheren Dasein zugeführt wird. Sie, „der kein Gott sich je nahte, der scheu sich alle Helden in Walhall neigten", muß nun hinuntertauchen in die Welt der Sterblichen. Ergreifend sind die Worte, mit denen Wagner ihrem Schmerze Ausdruck verleiht:

„Trauriges Dunkel trübt meinen Blick,
mein Auge dämmert, mein Licht erlischt!"

Ihr Bewußtsein, das einst im Lichte der Götterwelten weilte und hinunterschauen konnte in die dunklen Tiefen des göttlichen Urgrundes, aus dem das erstgeborene Licht zu Anbeginn des großen Schöpfungstages entsprang, muß nun die Beschränkungen von Zeit und Raum auf sich nehmen, um den sterblichen Helden von seiner Erdenwanderung zu erlösen.

Siegfried ist als der Typus eines Gottsuchers im Sinne der alten Mystiker aufzufassen, der den weiblichen Teil seines höheren Selbst erwecken will, und das kleine Waldvögelein gilt allgemein als die Stimme der Inspiration, die *in der* Brust des jugendlichen Helden erwacht, nachdem er vom Blute des erschlagenen Drachen gekostet hat. Nähere Ausführungen hierüber sind hier nicht am Platze; ich

verweise statt dessen auf eine eingehende Arbeit von mir in der Zeitschrift „Psyche“.*)

Lassen wir die Dichtung von Richard Wagner an unserem Auge vorüberziehen, so taucht gar leicht die Frage auf: Was wird eigentlich aus dem kleinen Waldvöglein, das so plötzlich dem Siegfried entschwindet, und in welchem Verhältnis steht es zur Brünnhilde, über deren Bedeutung und Schicksale es so genau orientiert ist?

Wagner selber motiviert das Entschwinden des kleinen Sängers damit, daß es Furcht bekommt vor den beiden Raben des Wanderers Wotan. Wo es dann bleibt, und was weiter aus ihm wird, erfahren wir nicht. Die alte Edda, die der Dichter als Quelle benutzte, kannte eine Begegnung und gar einen Kampf zwischen Sigurd und Wotan überhaupt nicht. In dem Liede von Fafnir wird uns erzählt, wie Sigurd den bösen Drachen erschlug und dann dessen Herz an einem hölzernen Spieße briet. Als er durch einen Zufall etwas von dem Herzblute in den Mund bekam, verstand er plötzlich die Vogelsprache und hörte, was die Spechtmeisen in den Büschen zwitscherten.

Es sind dort ihrer drei, die sich selbst als Schwestern bezeichnen und ihn veranlassen, den falschen Zwerg Regin — bei Wagner Mime — zu erschlagen. Dann erzählen sie ihm weiter **):

Vers 42: „Eine Halle steht auf Hindarfjall [1])
rings von leuchtender Lohe umgeben;
geschickte Männer schufen den Saal
aus dem funkelnden Glanze, den die Flüsse bergen. [2])

43: Es schläft auf dem Felsen die Schlachtjungfrau,
und lodernd umspielt sie der Lindenverderber; [3])
mit dem Dorn stach Ygg ([4]) die dreiste Maid,
da sie andere fällte, als er bestimmt,

44: Du wirst schauen, o Held, die Helmgeschmückte,
die auf Wingskornir [5]) vom Walplatz ritt;
nicht brechen, o Fürst, kann die Bande des Schlummers
die Spend'rin des Siegs nach dem Spruch der Nornen.“

In einem folgenden Liede der Edda, betitelt ‚das Lied von Sigrdrifa‘, wird dann berichtet, wie Sigurd die Schlummernde erweckt und mit ihr Zwiesprache hält. Von einer Begegnung mit Wotan ist, wie gesagt, keine Rede, und über das Schicksal der Spechtmeisen oder ihren Zusammenhang mit Brynhild erfahren wir auch nichts.

---

*) „Die Mystik in Wagners Nibelungenring“. ‚Psyche‘, Berlin-Pankow 1924/25.

**) Nach der Übertragung der Edda von Hugo Gering, Bibliogr. Institut, Leipzig.

1) Wörtlich: ‚Berg der Hirschkuh‘;

2) das ist Gold;

3) poetische Umschreibung des Feuers;

4) eine andere Bezeichnung für Odin;

5) das ist der Hengst der Brynhild.

In einem ganz neuen Zusammenhange sehen wir aber Brünnhilde und das Waldvöglein durch Heranziehung eines irischen Märchens, dessen Kern uns über die Beziehung dieser beiden Gestalten genauer unterrichtet. Wie so oft, erfahren wir auch hier wieder die Tatsache, daß die Wahrheit sehr vielseitig ist, und daß manchmal in scheinbar ganz abgelegenen Quellen, so wie hier in der irischen Märchendichtung, Probleme näher beleuchtet sind, als es dort eigentlich hätte geschehen müssen, wo ganz speziell der Ort dafür gewesen wäre. Das Märchen, das den fraglichen Punkt besser aufhellen kann, führt die Bezeichnung „Der Vogel mit dem lieblichen Gesang", und berichtet uns im wesentlichen folgendes:

Es lebte einst ein König im Norden von Irland, der sich mit einer lieblichen, anmutigen Jungfrau, der Königstochter von Munster, vermählte. Ein Jahr nach ihrer Verheiratung bekam sie einen Sohn Ceart, doch kurz hinterher wurde die allgemein beliebte Königin von einer heimtückischen Krankheit befallen und dahingerafft. Sie übertrug einer alten Frau aus Munster die Sorge um ihr Söhnlein. Der verwitwete König heiratete bald hinterher wieder und wurde von seiner neuen Frau mit Zwillingen beschenkt. Die Stiefmutter hatte sich anfangs des kleinen Ceart liebevoll angenommen, nach der Geburt der Zwillinge aber verwandelte sich ihre Zuneigung in Haß, weil sie wußte, daß der ältere Halbbruder ihrer Kinder einst den Thron erben würde. Die beiden Zwillinge, Art und Neart, waren recht boshaft und grausam, jedoch, was sie auch für Unrecht taten, alle Male wurde Ceart dafür gestraft, und er mußte viel unschuldig leiden. Er blieb jedoch still und freundlich.

Eines Tages hatten die beiden bösen Zwillinge einen jungen Hund grausam getötet, und Ceart wurde auf die Verdächtigung seiner Stiefmutter hin schwer von dem Könige gestraft. Doch das Unrecht kam zum Vorschein, die alte Fürsorgerin aus Munster hatte die Szene beobachtet und deckte dem Könige den wahren Sachverhalt auf. Er überzeugte sich von den Blutspuren an den Kleidern der Zwillinge und sah, wie er seinen Ältesten zu Unrecht bestraft hatte. Fast jeden Tag kamen noch Klagen über Ceart, doch der König glaubte ihnen fortan nicht mehr ohne gründlichen Beweis.

Trotzdem wurde Ceart sein Schicksal nicht besser, denn die Königin selber fing jetzt an, ihn zu mißhandeln, als sie gesehen hatte, daß es zwecklos sei, ihn anzuklagen.

Eines Tages nun, als die drei Söhne fast im Mannesalter waren, nahm der König sie mit sich auf die Jagd in einen Wald. Sie waren noch nicht tief hineingegangen, als sie die lieblichste Musik vernahmen, die je ein Mensch gehört hat. Sie folgten dem Gesange und kamen an einen großen Baum, der mitten im Walde stand. Auf dem

Baume entdeckten sie einen großen Vogel, und der machte die schöne Musik.

Der König war hingerissen von den Klängen und rief: „Wer mir den Vogel bringt, der soll mein Königreich haben. Ich will ohne den Vogel nicht leben!“

Die drei Söhne machten sich auf und verfolgten den Vogel, der von Baum zu Baum flog und zuletzt in einem Loche unter dem Fuße einer Rieseneiche verschwand. Als der König zuletzt dort auch anlangte und erfahren hatte, daß der Vogel in jenes Loch geflogen sei, überfiel ihn aufs neue ein so starkes Verlangen nach diesem lieblichen Sänger, daß die drei Söhne beschlossen, dem Vogel in das finstere Loch zu folgen. Sie schafften einen großen Bottich und Stricke herbei, und Art wurde von ihnen in dem Bottich hinabgelassen. Aber es dauerte nicht lange, so schrie er laut auf, ihn heraufzuziehen. Das Herz schlug ihm bis an den Mund vor Furcht, und sobald er reden konnte, sagte er, er habe einen riesigen Menschen auf sich zustürzen sehen, der habe ihn mit einer blutigroten Lanze durchbohren wollen. Nie würde er wieder hinabsteigen, auch wenn er ganz Irland bekäme.

Da zog Neart sein Schwert und bat darum, ihn jetzt hinabzulassen. Es geschah, aber es währte nicht lange, da schrie auch er, ihn hinaufzuziehen. Er erzählte, im Loche sei ein furchtbarer Riese gewesen, der gedroht habe, ihn zu verschlingen.

Jetzt wollte der König selber hinabsteigen, da er ohne den Vogel nicht leben mochte, doch sein ältester Sohn hinderte ihn daran und erklärte sich bereit, an seiner Stelle die Fahrt zu wagen. Er versprach ihnen, spätestens nach neun Tagen zurück zu sein, bis dahin sollten seine Brüder oben am Loche die Wache halten.

Ceart stieg nun in das Gefäß und wurde hinabgesenkt. Er kam nicht weit, da bemerkte er unten im Loche einen kleinen Mann mit einem Spieße. Sofort sprang er aus dem Gefäß heraus und packte den Kleinen an der Kehle.

„Laß mich los, Königssohn!“ rief dieser, „ich bin kein Feind, sondern jedem tapferen Manne hold. Vor dir kamen zwei Männer ohne Mut!“

Ceart ließ ihn los und sprach: „Bist du ein Freund, so sage mir, wo ist der Vogel, der vor kurzer Zeit herabgeflogen kam? Mein Vater kann ohne ihn nicht leben.“

Die Antwort lautete: „Jener Vogel ist jetzt weit weg von dir. Es ist die Königstochter des Landes hier, und sie heißt ‚der Vogel mit dem lieblichen Gesang‘. Sie und ihr Vater besitzen Zauberkräfte. Viele Königssöhne büßten ihr Leben ein auf der Jagd nach dem ‚Vogel mit dem lieblichen Gesang‘, doch, wenn du meinen Rat befolgst, wirst du ihn fangen, ohne dein Leben zu verlieren.“

Ceart versprach, seinem Rat zu folgen und ihm dankbar zu sein. Der kleine Mann gab ihm ein Schwert und einen Mantel und verwies ihn dann an ein großes Haus, von dessen Bewohnerin er ein weißes Zauberpferd erhielt, das ihn bald zum Königsschlosse brachte. Hier erfuhr er, daß der Besitz der Königstochter an eine Reihe von Bedingungen geknüpft sei.

Der König sagte zu ihm: „Ich werde mich drei Morgen hintereinander verstecken, und du sollst dich die drei folgenden Morgen verstecken. Findest du mich, ohne daß ich dich entdecke, sollst du meine Tochter haben. Doch findest du mich nicht, ich aber finde dich, so verlierst du deinen Kopf.“ Ceart ging auf diese Probe ein. Der König versteckte sich den ersten Tag in einem Apfel des Gartens, den zweiten Tag in dem Bauche einer Forelle des Schloßteiches und den dritten in dem Stein des Ringes an der Hand seiner Tochter. Alle drei Male gelang es dem jungen Helden mit Hilfe der Zauberkräfte seines Pferdchens, den König aufzuspüren, und ebenso vermochte er sich mit Hilfe der Ratschläge des treuen Tieres, als nun die Reihe an ihn kam, so gut zu verstecken, daß der König ihn nicht finden konnte, und ihm wohl oder übel seine Tochter aushändigen mußte.

Er setzte den „Vogel mit dem lieblichen Gesang“ nun auf den Rücken des Pferdchens, sprang selbst hinauf und trat die Heimreise an. Die Wirtin des großen Hauses hieß ihn willkommen und wies ihn weiter an ihren Bruder an dem Fuße des Loches, von wo aus das Pferdchen von selbst zu ihr zurückkehren würde.

Bei dem kleinen Manne am Fuße des Loches angekommen, rief Ceart nun nach oben zu seinen Brüdern hinauf: „Laßt das Faß herab, ich habe hier den ‚Vogel mit dem lieblichen Gesange‘ hinauf zu befördern. Es ist eine Königstochter und das hübscheste Weib von der Welt!“

Die beiden Brüder ließen nun das Gefäß hinab und zogen die Königstochter nach oben, doch kaum hatten sie sie erblickt, so entbrannten beide von einer Neigung zu ihr. Statt das Gefäß nochmals zu Ceart hinabzulassen, begannen beide miteinander zu kämpfen, bis sie vor dem ‚Vogel mit dem lieblichen Gesange‘ tot dalagen. Die Königstochter wußte nicht, was sie anfangen sollte. Seit sie den Boden Irlands betreten, war ihre Zauberkraft von ihr gewichen. Sie rief zu Ceart hinab und erzählte, was geschehen war. — Indessen sorgte sich der alte König sehr um Ceart, und auf den Rat der greisen Pflegerin eilte er in den Wald zu dem bewußten Loche. Dort fand er seine beiden jüngsten Söhne tot vor, und eine wunderschöne Frau stand dabei.

Als er sie um Aufklärung bat, antwortete sie ihm: „Ich bin eine Königstochter aus dem Lande unter der Erde und heiße ‚der Vogel mit dem lieblichen Gesang‘. Deine beiden Söhne töteten sich gegen-

seitig im Kampfe um mich. Dein Sohn Ceart, der mich von meinem Vater gewann, ist dort unten am Fuße des Loches.“

Der König ließ nun das Faß hinab, zog Ceart herauf und erfuhr von ihm alles, was er auf seiner Fahrt erlebt hatte. Er führte nun Ceart und den ‚Vogel mit dem lieblichen Gesang‘ in sein Schloß und schickte Leute aus, die beiden toten Brüder zu begraben. Als die falsche Königin hörte, ihre zwei Söhne wären tot, wurde sie wahnsinnig und ertränkte sich selbst. Kurze Zeit darauf heiratete Ceart die Tochter des Königs vom Lande unter der Erde. Sie feierten eine große Hochzeit, die sieben Tage währte. Als der König starb, wurde Ceart gekrönt, und er und ‚der Vogel mit dem lieblichen Gesange‘ lebten lange froh und glücklich miteinander. —

Gehen wir nun an die Deutung des Märchens, das ich hier nur im Auszuge wiedergegeben habe, so erkennen wir sofort die einzelnen Glieder der Königsfamilie als Komponenten, als personifizierte Bestandteile einer und derselben Ichheit. Der eine Sproß dieser Familie, der älteste Sohn Ceart, vertritt das Heldenprinzip. Die böse Stiefmutter — in anderen Märchen eine Hexe — ist eine Verkörperung der irdischen Sinnlichkeit. Der König selber stellt das Alltagsbewußtsein dar, das seine Tätigkeit nach zwei Richtungen hin äußert, entsprechend dem alten geflügelten Worte: Zwei Seelen fühl’ ich, ach, in meiner Brust! Diese Tatsache ist dadurch zum Ausdruck gebracht, daß der König mit zwei Frauen Kinder zeugt. Die erste Ehe mit der tugendsamen Gattin symbolisiert das Hinneigen des Menschen zur sittlichen Welt, und der Sprößling daraus tritt entsprechend als Heldenbewußtsein auf. Dann versinkt der König eine Zeitlang in den Armen seiner zweiten Gattin, der Sinnlichkeit, und zeugt mit ihr zwei Söhne von böser Gemütsart, bis er endlich von überirdischen, spirituellen Dingen, hier speziell vom Reiz der Künste, angelockt wird, dargestellt durch den Vogel mit dem lieblichen Gesang.

Sein ganzes Sinnen und Trachten geht fortan nach dem Besitz dieses schönen Vogels, und er macht alle Anstrengungen, seiner habhaft zu werden. Das dunkle Loch, aus dem der Vogel auftaucht, ist gleichsam der Schacht, den jeder Gottsucher in das eigene Innere graben muß, um den Anschluß an die in der Tiefe seiner Seele verborgene göttliche Welt zu erreichen, die von jeher — ich erinnere an die vielen Aussprüche von Plato, z. B. „die höchste Schönheit ist in Gott“ — als der Quell angesehen wurde, aus dem alles irdische Schöne seinen Ursprung habe. Gelingt es ihm mutigen Herzens, dieses finstere Loch zu durchqueren, so kommt er in ein ganz anderes Land, in die geistige Welt, an das Ziel seiner Sehnsucht.

Der Durchgang durch eine düstere Öffnung, in der es gänzlich an Licht gebricht, und wo allerhand Gefahren auf den kühnen Eindringling warten, spielt des öfteren in Märchen und Mythen eine Rolle.

In sehr reiner Ausprägung finden wir ihn in dem alten assyrischen Gilgamesch-Epos dargestellt, allwo der Held eine lange, beschwerliche Fahrt durch eine enge, finstere Schlucht machen muß, bis er endlich nach Aufbietung aller Kräfte und des denkbar größten Maßes von Beharrlichkeit in den Garten der Götter kommt, wo die Bäume Edelsteine tragen und Kostbarkeiten an Stelle von Dornen und Disteln zu finden sind. Dort im Gilgamesch-Epos ist die Schilderung sehr ausführlich gegeben, so daß man unschwer eine besondere Prüfung aus der seelischen Entwickelung eines Gottsuchers darin wiedererkennt, nämlich den Gang durch die innere Finsternis, durch die Nacht gänzlichen Alleinseins, wie dieser Vorgang in der Sprache der Mystiker genannt wird.*) Hier in unserem Märchen ist die Ausmalung nicht ganz so weit getrieben, daß man befugt wäre, den Durchgang durch jenes Loch ohne weiteres als eine Symbolisierung jenes speziellen mystischen Erlebnisses hinzustellen, trotzdem habe ich es für nötig befunden, etwas eingehender darauf hinzuweisen, weil eine gewisse Ähnlichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, und weil jene Prüfung durch die innere Finsternis für jeden Gottsucher meines Wissens kommen muß, einerlei auf welchem von den drei oder vier Wegen er sein Ziel zu erreichen trachtet. Was für den König des vorliegenden Märchens im besonderen in Frage kommt, dürfte wohl der Weg der Kunst genannt werden, von dem auch immer behauptet wird, daß durch ihn eine Vereinigung mit dem Göttlichen möglich sei.

Doch nur ein Mutiger kann diesen Weg beschreiten; die Brüder des Ceart, die sein Vater mit der Sinnlichkeit zeugte, versagen sofort, nur er allein, das Heldenprinzip, vermag den Boden des Loches zu erreichen. Für jemand, der in den Banden der Sinnlichkeit liegt, ist der Weg nicht gangbar: Ein furchtbarer Riese droht ihn gleich am Eingang zu verschlingen! Die niederen Instinkte in der Brust des Menschen erscheinen hierin zu objektivem Leben erweckt, sie rauben dem Gottsucher das Gleichgewicht seiner Seele, wenn sie nicht vorher schon gebändigt oder getötet wurden.

Die Gestalten der Riesen im besonderen spielen in den nordischen Märchen eine große Rolle, ich erinnere nur an die Lieder der Edda, wo wir mit Feuerriesen, Wasserriesen, Bergriesen, Frostriesen und dergleichen mehr bekannt gemacht werden, unter denen wir die aufbauenden Kräfte der Natur zu verstehen haben, die durch den Äther- oder Lebensleib des Menschen wirken, soweit sie zur Erhaltung der menschlichen Gattung nötig sind, und sich in seinen diesbezüglichen Instinkten kundgeben.

Ceart allein kann diesen Anblick ertragen, er hat lange Zeit schweigend, und ohne seine Gemütsruhe zu verlieren, ihm zugefügtes

*) Eine ausführliche Darstellung dieses Problems ist gegeben in meiner Abhandlung: „Das assyrische Gilgamesch-Epos und die Mystik."

bitteres Unrecht erduldet, ist also vorbereitet, solchen Anfechtungen ins Auge zu schauen. In ähnlicher Weise berichtet uns die fragliche assyrische Gilgamesch-Legende von ihrem Helden, daß sein Leib zu zwei Drittel aus Götterfleisch bestände, einer Umschreibung dessen, was wir als den Besitz der Tugend oder noch höherer Kräfte bezeichnen würden.

Wie intensiv, nebenher bemerkt, das Karma des Unterdrückt- und Mißhandeltwerdens auf dem armen Ceart lastet, sehen wir daraus, daß nach dem Hinwegräumen der Mißhandlungen durch seinen irregeleiteten Vater trotzdem die üble Behandlung ihren Fortgang nimmt. Das Karma ist eben noch nicht gelöscht und findet sofort wieder Gelegenheit, sich auszuwirken, die Königin selber vergreift sich an ihm.

Der mutige junge Held wird nun durch gar keinen Riesen belästigt, vielmehr findet er noch die Unterstützung eines kleinen Mannes, der ihm freundlich Mittel und Wege weist, den ‚Vogel mit dem lieblichen Gesange‘, der in seiner eigenen Heimat als ein herrliches Frauenbild, als die Tochter des Königreiches unter der Erde, erscheint, zu gewinnen. Sie stellt den Engel des Jakob Böhme*) dar, der in unserm Innern wohnt, die holdselige Jungfrau aus dem Paradiese, die mit ‚Verlangen und viel Rufen, Vermahnen und inbrünstigem Sehnen die ganze Zeit verbringt‘, damit das menschliche Herz sich loslöse von der eitlen Vergänglichkeit und zur geistigen Wiedergeburt komme. Alsdann erscheint sie in triumphierender Gestalt im Zentrum des Gemüts und erfüllt es mit himmlischer Wonne.

Diese Tätigkeit des höheren Selbst: das ‚Rufen, Vermahnen und Anlocken‘ finden wir gleichsam in Formen gesetzt durch die Sprache unseres Märchens. Die Einflüsse der Inspiration für die Erweckung des Sinnes für sittliche Kräfte und für die Ausbildung des ästhetischen Gefühles, die leise aus den Tiefen der Seele eines Gottsuchers oder eines gottbegnadeten Künstlers emporsteigen, sind in dem herrlichen Bilde des Vogels mit dem lieblichen Gesange wiedergegeben worden: Der König weilt auf der Jagd in einem dichten Walde — wir wissen, daß der Wald bei solchen Gelegenheiten fast immer als ein Bild für das Geschlinge der Leidenschaften gebraucht wird —, da erreicht ihn der wonnige Gesang des lieblichen Vogels und erfüllt ihn derartig, daß er alles andere darüber vergißt und das Heldenprinzip seiner Seele hinabschickt in die Tiefen seines göttlichen Wesenskernes.

Welche seelischen Erlebnisse sich im einzelnen unter den Schicksalen bergen, die Ceart unter der Erde erfährt, möge dahingestellt bleiben, es genügt uns für vorliegende Zwecke die Tatsache, daß er den ‚Vogel mit dem lieblichen Gesange‘ gewinnt.

---

*) Siehe: Die drei Prinzipien göttlichen Wesens. Kap. 13.

Mit der Besitznahme der himmlischen Jungfrau werden dann die Erdenreste im Bewußtsein des Königs sehr rasch abgestoßen: die beiden mit der falschen Königin gezeugten Söhne geben sich gegenseitig den Tod, und sie selbst nimmt sich in der Verzweiflung das Leben.

Genau so wie Brünnhilde im Wagnerschen Siegfried ihr Götterwissen und ihre göttlichen Kräfte zum Teil einbüßt, als sie hinabtaucht in den düstren Strudel des Erdenbewußtseins, so finden wir auch den ‚Vogel mit dem lieblichen Gesange‘ seine Zauberkräfte, die sie im Reiche unter der Erde besaß, verlieren und ziemlich hilflos werden, sobald sie den Boden Irlands betritt. Die Ähnlichkeit dieses Märchens mit der Szene zwischen Siegfried und dem Waldvöglein ist doch wohl gar nicht zu verkennen. Das Waldvöglein ist also einfach ein in die Bilderscheinung getretener Teil der schlummernden Brünnhilde. Sie streckt gleichsam einen Fühler aus, um den zu ihrer Erweckung herannahenden Helden zu leiten. Ist dieses geschehen, so wird das Waldvöglein, über dessen Schicksal wir bei Wagner nichts weiter erfahren, von dem Bewußtsein der Brünnhilde wieder aufgesogen, es ist nur ein Teil ihres Wesens, und mit ihrem Erwachen in den Armen des Helden bedarf es seiner Tätigkeit nicht mehr, weil dann das direkte Schauen in der Seele des Gottsuchers einsetzt.

Sehen wir uns die Worte des Waldvögleins im Wagnerschen Siegfried einmal etwas genauer und sorgfältiger an, als es gemeinhin geschieht, so können wir sogar noch einen tiefen Zusammenhang zwischen seiner Art und dem Wesen der Brünnhilde nachweisen. Die Walküre Brünnhilde ist uns im Nibelungenring so geschildert worden, daß die himmlische Liebe einen Hauptbestandteil ihres Wesens ausmacht, und daß sie durch den Schmerz hindurchgeht, um ihr Götterwissen durch Erderfahrung zu bereichern. „Selig in Lust und in Leid läßt die Liebe nur sein!“ heißt es bei ihrem Abschiede von der Erde in der Götterdämmerung. Was singt uns das Waldvöglein?

„Lustig im Leid
sing' ich von Liebe;
wonnig aus Weh'
web' ich mein Lied:
nur Sehnende kennen den Sinn!“

Im Leide singt es lustig von der Liebe, und sein wonniges Lied ist aus den Früchten des Schmerzes gewoben. Das Ertragen von Schmerzen, der Durchgang durch viele Leiden läßt in der Seele die herrlichsten Geistesfrüchte heranreifen.

„Was muß das Volk der Griechen gelitten haben,“ höre ich mal unsern zeitgenössischen französischen Mystiker Eduard Schuré bei der

Betrachtung der griechischen Kunstwerke ausrufen, „daß es so schön geworden ist!“ —

Einer kurzen Erläuterung bedarf wohl noch die Gestalt des kleinen freundlichen Mannes am Fuße des Loches, der den Ceart für sein kühnes Unternehmen durch seinen Rat in den Besitz des Zauberpferdchens bringt. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um einen wohltätigen Zwerg, dessen Geschlecht gerade so wie das der Riesen in der Märchenwelt der nordischen Völker eine überaus große Rolle spielt. Die Edda schildert uns die Zwerge als ganz besonders geschickt im Schmieden von kostbaren Geschmeiden und Zauberwaffen, welch letztere dann häufig in den Besitz von höher organisierten Wesen, so auch der Menschen, übergehen, die damit Wundertaten vollbringen. Wir haben eine ähnliche Gestalt in dem Elfenkönig Oberon, aus Wielands gleichnamiger Dichtung, der dort den Ritter Hüon mit geeignetem Materiale — es handelt sich dabei um ein Zauberhorn — ausstattet, damit er sein unmöglich erscheinendes Vorhaben ausführen kann. Sehr häufig werden die Zwerge sonst als heimtückisch und egoistisch geschildert, wie wir es im Wagnerschen Siegfried in Mime sehen. Nähere Ausführungen hierüber sind zwecklos, da sie das vorliegende Thema doch nicht weiter zu bereichern vermögen. —

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal alle Züge dieses irischen Märchens und vergleichen wir sie sorgfältig mit dem, was Richard Wagner uns gegeben hat, so müssen wir es als eine wertvolle Ergänzung seiner überaus tiefsinnigen Konzeption ansprechen.

Von Hans Thomas suchender Seele.

Von Dr. Rudolf Odebrecht.



on Thomas Kunst sprechen, hieße etwas recht Unnützes unternehmen! Ist seine Seele auch in das Tal des ewigen Friedens eingezogen: Um seinen Namen lärmt es noch so überlaut, daß man sich ungern zu denen gesellen möchte, denen selbst im Pantheon das Flüstern nicht gelingen will. Er ist dem Hosiannageschrei nicht nachgelaufen, der Schwarzwälder Bauernbub, wie er sich denn auch nicht viel aus Märtyrerkronen gemacht hat. Ist schlecht und recht wie jener Fuhrknecht mit dem Frühlingswunder durchs Land geschritten und hat trotz aller papiernen Verstiegenheiten seiner allzu vielen Entdecker nichts von seinem Selbst aufgegeben, das wie ein unversiegbarer Quell aus dem kleinen Bernauer Heimatsgefühl hervorsprudelte. Thoma hat nie etwas von sogenannter öffentlicher Meinung gehalten; auch ihm bedeutete die Mehrheit leider allzu häufig den Unsinn, „denn das

Persönlichste, was es gibt, die echte Kunst," so sagt er selbst, „kann nur von Persönlichkeiten gestützt und gefördert werden." Nun, trösten wir uns! Es wird stiller werden um den „Mondscheingeiger" und den „Hüter des Tales", stiller um „Luna und Endymion", stiller um Gethsemane und die lieblichen Schwarzwaldlandschaften. So still, wie sich's gehört, wenn einer zur heiligen Handlung schöpferischen Schauens schreitet. Es wird stiller werden! Denn es werden viele nach ihm kommen, denen es nicht um die Herbheit innerster Seelengestaltung zu tun ist, die aber, mit dem feinen Gehör des Epigonen ausgestattet, aus dem Hosianna die Sehnsucht nach sentimentalem Gefühlsüberschwang herausfühlen und den Markt beherrschen.

Was dem Meister für alle Zeiten eine still-andächtige Gemeinde sichert, ist nicht die zeitgebundene Zurschaustellung der zur Form gewordenen schöpferischen Dynamis, ist vielmehr das Wunder des Formwerdens einer großen Künstlerseele, das Wachsen der Persönlichkeit zu überzeitlicher Größe.

Thoma's Bedeutung erschöpft sich nicht in seinen Bildern. Die Lust zu fabulieren, die dem deutschen Künstler von jeher im Blute steckt, durchbricht die engen Schranken von Farbe und Linie und sucht sich in gebundener und ungebundener Rede mitzuteilen. Hier entwickelt er „eine Tiefe des Schauens und Begreifens des Weltendaseins, die die erlauchtesten Geister der Wissenschaft zu Bewunderung hinreißt. — — Aus Thoma spricht der Genius der Menschheit." [1])

Man könnte hinzufügen: der Genius der paradiesischen Unschuld, denn alle Kreise des Daseins schwingen für Thoma um ein Heiligtum, dem er immer von neuem Ausdruck zu geben bemüht war: die Seele des Kindes. Schon im „Reigen" von 1872 öffnet sich uns der Blick in seliges Kinderland, und auf ungezählten Bildern künden uns stille, weite Kinderaugen die Gottnähe der jungen Menschenseele. Thoma besitzt nicht den Ehrgeiz, durch allerhand possierliche Gebärden und Schelmereien unserer Kleinen das Entzücken empfindsamer Beschauer zu erregen; seine Sehnsucht ist das Paradies der Menschenseele, die schlichte Unmittelbarkeit der ewig-sündlosen Natur. Man rühmt Franz Marc nach, er hätte in seinen Pferdebildern nicht das Jetzt-hier-Gegenständliche, sondern das Tiersein an sich, die Pla-

---

[1]) Dr. Karl Anton. Hans Thoma. Ein Meister der Menschheit. G. Braun. Karlsruhe. Das in zweiter erweiterter Auflage erschienene Buch war als Festgabe für den 85jährigen Meister gedacht. Nun ist es zu einem würdigen Weihopfer der Erinnerung für den Dahingeschiedenen geworden. Es ist dem Verf. trefflich gelungen, uns den tiefen Sinn vom Wesen und Werk des Meisters aufzuweisen. Sinnvoll ausgewählte Zitate aus Thomas Schriften werden in die fesselnde Darstellung verflochten, zeigen, wie das rein Menschliche überall das Grundmotiv seines Dichtens und Denkens bildet, und sich schlichtem Schauen uralte Weisheit kündet.

tonische Idee, zur Gestaltung gebracht. Nun, so wenig ich mich bei diesem Künstler von der Evidenz der Gestaltung überzeugen lasse, so sehr ich vielmehr in solchem Versuch ein sinnfälliges Beispiel für das „undenkbare Unding" im Sinne der Solgerschen „Ironie" erblicke, so sehr lebe ich der Gewißheit, daß in Thomas Lebenswerk die Idee des Kindseins zur endgültigen Gefühlsformung gelangt ist. Denn der Meister ist von dieser Idee so übermäßig erfüllt, daß sie ihm zu einer urseelenhaften, metaphysischen Überzeugung wird, daß er sich mit beinahe wissenschaftlichem Ernst in das „zauberhafte Licht" unschuldiger Kinderaugen versenkt und den Ewigkeitsfragen lauscht, die „ungeübte Kinderlippen lallen". Thoma sucht die Kindlichkeit nicht in äußerlicher Theatralik, er sucht sie in der Gestaltung des Bildganzen, des Bildgesetzes, selbst wenn darüber das Kalligraphische in der Bedeutung des Gefälligen und Anatomisch-Richtigen zurücktreten müßte, selbst wenn für den, der immer nur das Objekt sucht, die Instrumentation spröde und herb klingen sollte. Es gab immer Kritiker, die bei Thoma die Weiterentwicklung der Form vermißten. Nun, solchen Leuten, die unter Form seelenlose Nachbildung in artistischer Rekordsteigerung erblicken, ist nicht zu helfen. Ihnen ist die grundsätzliche Aufgabe der Kunst nicht klar geworden. Bedenklicher ist, wenn auch Künstler von Rang ähnliche Ansichten vertreten. Von dem nun auch von uns gegangenen Ed. v. Gebhardt las ich kürzlich folgende Äußerung über Thoma: „Der kann ja nur Weckmänner — aus Teig geknetete Kindergruppen — malen." Der Biograph hätte besser getan, den Grabesfrieden nicht durch Erwähnung gelegentlichen Künstlerunmutes zu stören. Thomas ewig junge Kunst ist allerdings von artifizieller Gruppenmalerei, von aller Atelierpose und Düsseldorferei himmelweit entfernt. Sie sucht ihr Heil nicht in virtuosenhafter Mimik und Seelengebärde, sie h a t Seele.

Kindlichkeit ist also für Thoma nicht gleichbedeutend mit Niedlichkeit. Sie bedeutet ihm das Urmotivische für den künstlerischen Gestaltungswillen überhaupt. Nicht das Kind wird als Repräsentant der Idee in die Natur hineingesetzt, sondern die Natur als Ganzes wird zum Kindheitserlebnis. Das Kindliche dringt als weltbildendes Prinzip ins Phänomenische und formt es zum Märchen. Die Welt als Märchen tritt uns bei Thoma mit absolutem Wahrheitsgehalt entgegen. Die Schlichtheit der Technik, das Fehlen fast jeden literarischen Einschlages schließt den Eindruck des Konstruierten und Sentimentalen aus, wodurch uns die Märchenkunst der Romantik mit ihrem ironischen Über-der-Sache-stehen so leicht verdrießlich stimmt.

Thomas Seele schwingt sich mit dem Genius der Kindlichkeit ins Metaphysische. Im Kindesauge sehen wir des Welträtsels Leuchten, ahnen wir „Lichter aus der Ewigkeit"; und nur dann, wenn wir alles von uns tun, was die Unschuld unseres Geistes trüben könnte,

öffnet sich uns der Weg ins Ewige. Welt, Seele, Gott sind die alten Fragen, mit denen sich der Meister fast auf jedem Bilde auseinandersetzte. Und als der zitternden Hand des Greises der Pinsel entfiel, führte die Feder das Werk urseelenhafter Besinnung in lebensmutigen Offenbarungen fort.

Zweifel und Kritik liegen seinem undifferenzierten Gemüt allerdings fern. Denn Thoma ist ein deutscher Künstler, und der Verstand mit seinen Einwänden hat dort sein Recht verloren, wo das Auge im Schauen des Wunders Wesen tiefinnerlichst erlebt.

„Alles Schauen ist gläubig", alles künstlerische Schauen ist Erleben Gottes. Mit begrifflicher Erkenntnis, die nichts weiter als Namengebung ist, will der Seele schauendes Staunen nichts gemein haben. Die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis nahm uns den Paradiesesfrieden und rückte uns ewig in trostlose Gottferne. Aber in dem schöpferischen Schauen der Künstlerseele, die kritik- und begrifflos ihre eigene Harmonie und damit auch die Harmonie Gottes erlebt, erringen wir unsere Gotteskindschaft und den Paradiesesrest zurück, der dem Menschen im religiösen Erleben verblieben ist und noch im Rätselauge des Kindes schlummert.

So wird Natur für Thoma zum unendlichen Gotteshaus, indem kindliches Schauen in jedem Halm, in jedem Wurm das Wesen des Ewigen erblickt. Ein Herz so voll naturhafter religiöser Inbrunst findet auch Worte kindlicher Weisheit, deren naive Selbstverständlichkeit keinen Einwand leidet. In mancher Hinsicht werden wir an den Philosophus teutonicus und Gottsucher Jakob Böhme erinnert, dessen Gotterleben sich auch nicht im Kirchstuhl der Görlitzer Peterskirche vollzog, und der gleich Thoma freudig bekannte: „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst. Da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken."

Böhmesche Gedankengänge sind es auch, die wir bei Thoma finden, wenn er sich mit der Zwiespältigkeit der Welt, mit Leid und Ungemach auseinandersetzt. Wir dürfen die schlichte Einfalt seines Herzens nicht als Einfältigkeit des Erlebens deuten, nicht also so, als ob Möglichkeiten zum Bösen seinem Wesen überhaupt fern lägen. Wir wissen nicht, wie stark und verlockend das Böse der Welt auch seine Seele gekirrt hat, und wie der Künstler darüber fortgekommen ist. Thoma würde uns Heutigen nur wenig bedeuten, wenn nicht auch ihn hier und da der Teufel gehabt hätte, wenn alle stille Heiligkeit seiner Bilder nur der sentimentale Abglanz einer unentwegt „schönen Seele" wäre. In der „Harpye" hebt er den Zipfel des Vorhanges vor dem Teuflischen empor, und in seiner wunderbaren Schrift: „Seligkeit nach Wirrwahns Zeit" gibt uns der Greis eine feurige Schilderung von der Finsternis

der Seele: „Die Hölle ist der brodelnde Hexenkessel aus dem Grunde des Daseins, über dem die Schicksalsspinnerinnen still ihr unheimliches Werk verrichten in der dumpfen Höhle, wo die Leidenschaften, die sieben Todsünden, zu gegenseitiger Qual ihre flammenden Tänze aufführen."

In dem Wirrwarr der Welt bleibt Thomas Seele nicht resignierend stehen. Der atheistische Pessimismus eines Schopenhauer ist ihm ebenso fern wie die asketische Passivität eines Kierkegaard. Gott ist ihm kein Paradox, er wird von der sogenannten wissenschaftlichen Erkenntnis dazu gemacht. Im Zustand der Wiedergeburt der Seele erschauen wir in uns das widerspruchslose Wesen Gottes, die Böhmesche Vereinigung aller Gegensätze. Deutsche Mystik webt in Thomas Worten und Werken; der Geist Eckehardtscher Abgeschiedenheit kann nicht inniger verkörpert werden. Die Seele „west" in Gott und zieht sich vom Wahn der Welt zurück; aber sie verharrt nicht in tatenloser Askese, sondern wandelt im schöpferischen Schauen den Wahn zum Bilde, in dem die Harmonie des Ewigen aufleuchtet und wir zum Gottmenschentum gelangen.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen den hohen Gedankenflug schildern, den die ins Innerste unserer Seele dringende eigenschöpferische Gewalt der Sprache unseres Meisters erreicht. Das Gefüge der Eingebungen ist durchaus organisch gewachsen, und es wäre verfehlt, von einem unkritischen Eklektizismus zu sprechen, wo uraltes mystisches Erleben in einer deutschen Seele seine Auferstehung feiert. Wer sich in den Geist der bei Eugen Diederichs erschienenen Schriftenreihe „Von der suchenden Seele" vertieft, muß zugeben, daß hier eine Persönlichkeit von durchaus selbständiger Wesenheit zu uns spricht, eine Persönlichkeit, die sich durch tausend Fäden mit der Seele des Volkes verbunden fühlt und die — zum Schauen bestellt — das Urgemeinsame kündet, das uns alle eint.

Ein Meister der Menschheit! So nennt ihn Anton in der oben erwähnten Schrift. Dieser Untertitel stellt ein Programm dar und schwebt gleich einer Gloriole über dem Namen des Genius. Das rein Menschliche am Künstler, das Unverwesliche, ist das Übernationale! Oder verdiente es sonst wirklich den Titel, wenn es in nationaler Beschränkung verharrte, wenn nicht in ihm die Keime des Wesens lägen, an dem die Welt genesen könnte? So auch glaubt Thoma der Alte, daß Kunst als Formung des Menschseins, als harmonische Auflösung aller wirklichkeitsgebundenen Zwiespältigkeit das Mittel sei, aus dem Chaos politischer Wirren und Mißverständnisse zu einem Zustand allgemeiner Verständigung und innersten Verstehens zu gelangen. „Wie der reine Tor durch Mitleid wissend, geht unser geistiges Streben zu einem Gral der brüderlichen Liebe, zu einem Übermenschentum, das sich auf Selbstverleugnung gründet." Und deutlich kennzeichnet er die hohe

überzeitliche und übernationale Aufgabe der Kunst mit den Worten: „Ja, wenn sich Kunst so recht in ihrer ganzen Erhabenheit würde zeigen können, so wäre der Friede in der Welt hergestellt.“

Eins tut hier not: Andacht! Andacht und ehrfurchtsvolles Versenken in das vom Schnee des Alters umrahmte Haupt des Greises, in das lebensprühende Augenpaar, wo sich noch immer die Schönheit der Welt mit den Idealen eines jugendfrischen Geistes vermählt. Hinter sich den Sensenmann, in dessen freundvetterlicher Nähe er sich so gerne abbildete, vor sich die zerfallenen Hütten der Heimat, läßt der Hüter des Tales, der Genius des deutschen Volkes, seinen himmelaufjauchzenden Weckruf ertönen. Jetzt ist's nicht mehr der deutsche Ritter, der Heros ist's, Sankt Georg oder gar Chronos, der sich mit dem Titanen Fichte zum Heldentum der höheren Menschheit, zur sittlichen Steigerung der Individuen verbündet, der in seinen Kalendermannsversen die Töne zu einer Melodie vom gemeinsamen Menschheitsschicksal findet, unter deren zyklopenhafter Wucht das „unglückliche Saitenspiel“ des zarten Hölderlin zerbrechen mußte.

Der Chronist darf schwärmen, wenn er in Dichters Landen weilt; er lebt in der Persönlichkeit seines Heros, das Ganze der Persönlichkeit ist ihm der ungeteilte, widerspruchslose Stoff. Werden wir aber daneben des kunstrichterlichen Amtes eingedenk, so müssen wir auch zu widersprechen wagen. Selbst auf die Gefahr hin, hinter stillen Sehnsüchten und edlen Wünschen letzte Brücken abzubrechen.

Kann denn überhaupt Kunst, im weitesten, edelsten Sinne genommen, jemals den Zwecken übernationaler Verständigung dienstbar gemacht werden? Die Idee des allgemeinen Menschentums ist auf rationalem Boden gewachsen, sie objektiviert und schematisiert das Individuum und schaltet das Irrationale der eigenen einmaligen Wesenheit aus. Das künstlerische Erlebnis dagegen — und dessen Erweckung allein ist Sinn und Aufgabe des Kunstwerkes — geht aus einer mystischen Entflammung des ganz und gar Individuellen, des nie wiederkehrenden Eigenartigen hervor. Wir sind beim Sprechen von Kunst zu leicht geneigt, immer nur an das schönheitsdurchflossene, gegenständliche Werk zu denken, und vergessen, daß wir damit einem seelenlosen Artistentum das Wort reden. Wir glauben infolgedessen nur zu leicht, daß zur Erfassung und Bewertung eines Kunstwerkes der bequeme Standpunkt des genießenden Darüberhingleitens in objektivierender Einstellung genügt, daß wir schon alles getan haben, wenn wir die dargestellten Gesten mit psychischen Dispositionen von bestimmter Gefühlsbetonung verbinden und im übrigen als mehr oder weniger interessierte Zuschauer im Parterre verweilen. Das wäre eine Ästhetik der Schaubühne, die Bildern von Tintoretto, Veronese und Tiepolo gegenüber angebracht und der im Erschauten verharrenden romanischen Kunst eigentümlich ist, während dem germanischen

Künstler die Darstellung niemals Selbstzweck, sondern stets symbolische Repräsentation für das innere Erleben ist.

Die ästhetische Idee manifestiert sich also nicht ohne weiteres in der sinnlichen Form, sondern erhält ihre Individuation erst durch die Stimmungsgesetzlichkeit der künstlerischen Persönlichkeit. Sie verwächst mit allen einzelhaften und nationalen Besonderheiten und wird zu einem eigenwilligen Gewächs, dessen Blüte sich nur dem Artverwandten ganz erschließt.

Wir würden uns also gerade des Wurzelhaften, des aus heimlicher, traulicher Enge himmelan Strebenden an des Meisters Kunst begeben, wollten wir des Glaubens sein, Thoma könnte außerhalb deutscher Gemarkung jemals in seiner ganzen Tiefe und Innigkeit ganz erfaßt werden. Nur wer im deutschen Volkslied singt und im deutschen Märchen träumt, nur wer seinen Ludwig Richter, seinen Raabe und Mörike als Kleinode im Herzen trägt, findet den Weg zum Alten von Bernau. Thomas göttliches Philisterium, seine Weltabgeschiedenheit und Biederkeit, seine Kalendermanntätigkeit und A-B-C-Schulmeisterei, kurz, der in ihm lebende Raabesche Geist von Nippenburg und Bumsdorf, muß dem Artfremden doch letztlich unverständlich bleiben. Hier ist aus lauter Heimlichkeiten ein Wall geschichtet, der die flutenden Ströme des Menschengeistes auf immer in das Staubecken der Volksseele schließt.

Die hier berührte Frage, zu deren Beantwortung ästhetische Untersuchungen bisher noch nicht das Geringste beigetragen haben, betrifft die Wertung eines Kunstwerkes auf Grund der Möglichkeit des überzeitlichen und übernationalen schöpferischen Nacherlebens. Von dem Glanz großer Gestirne geblendet, die das Licht objektiven Weltgeschehens sonnenhaft durch die Zeiten senden, sehen wir die anderen, welche die Welt — nach Diltheys Worten — „wie durch ein brechendes und absorbierendes Medium erblicken", in der Dämmerung unverstandener Subjektivität verschwinden. Man spricht von Homer, Shakespeare und Cervantes als den großen objektiven Dichtern, man spricht von der Überzeitlichkeit hellenischer Kunst, und glaubt hierin den letzten, untrüglichen Maßstab für absolute ästhetische Bewertung gefunden zu haben. Wir müssen den Mut finden, mit solchem Vorurteil aufzuräumen. Es gibt allerdings Erlebniszonen des schöpferischen Bewußtseins, die einen allgemein naturhaften Charakter tragen, und deren Nacherleben unserem objektivierenden Bequemlichkeitsstandpunkt keine schwere Aufgabe stellt oder wenigstens zu stellen scheint. Wollen wir die vom Hellenentum zur Gegenständlichkeit gebrachte Stimmungsschicht mit einem Wort umschreiben, so müssen wir den Ausdruck gebrauchen, dem Plato seinen Dialog „Charmides" gewidmet hat, die Sophrosyne, jene psychische Gleichgewichtshaltung, die — durch die Übersetzung „Besonnenheit" schlecht umschrieben — eine leiden-

schaftsgeklärte Aktivität bedingt, eine der etymologischen Wortbildung entsprechende Seelengesundheit oder auch Seelen-Naivität voraussetzt. Wir brauchen uns nicht der Mühe des Hineinlebens in die Faltungen und Abgründe der Seele zu unterziehen, die auch hier zum Schaffen trieben; denn es bleibt immer noch genug — objektive Schönheit zu schauen übrig. Das Irrationale, welches durch das Werk zur Gestaltung gebracht werden sollte, bleibt den meisten ebenso verschlossen, wie in der individuellen Kunst.

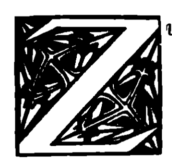
Es soll mit alledem nicht gesagt sein, daß die nationale Bindung eines Kunstwerkes von vornherein jedes Nacherleben für Andersgeartete ausschließt. Das widerspräche unserer grundsätzlichen Ansicht über den normativen Charakter ästhetischer Werte. Wir verhalten uns nur ablehnend gegen den genußästhetischen Expertenstandpunkt, der in rein formalistischer Einstellung verharrt und in diesem Formalismus das Heil für die hemmungslose Erschließung aller nur denkbaren Werte erblickt. Wir betonten demgegenüber die Notwendigkeit der Erarbeitung der inneren Form, die der fremdgearteten Psyche immer nur in eingeschränktem Maße gelingen wird, während sie dem Artverwandten naturgemäß geringere Schwierigkeiten verursacht. Daß solche Erwägungen auf Künstler, wie Raabe und Thoma, bei denen der aus der Tiefe emporquellende Saftstrom der Artbesonderung bis in die Gipfelreiser ihres Lebensbaumes gedrungen ist, in besonderem Maße zutreffen, unterliegt keinem Zweifel.

Seien wir uns aber klar: es ist nicht etwa die Enge der Aufnahmefähigkeit, die Spießigkeit kleinbürgerlichen Sichgenügens, welche das Wirkungsfeld von Thomas Kunst einschränkt. Das könnte etwa auf Ludwig Richter, Spitzweg und Hosemann zutreffen. Bei Thoma ist die Erlebnisfähigkeit immerhin zu einer Breite angewachsen, die die Intensitätszone kosmischen Gefühls in ihrer Universalität ausschöpft. Nicht das darf man ihr als Mangel und Beschränktheit auslegen, daß in ihrem Raum kein Platz für infernalische Urweltsmächte, nicht für das Dionysisch-Lyrische eines Watteau und Lancret, für das Heroische eines Michel Angelo oder das Dämonische eines Goya ist. Es wäre Sinnlosigkeit, die Breite und Totalität künstlerischen Erlebens als summenhafte Vereinigung aller nur denkbaren Stimmungsevolutionen zu verstehen. Auch am Himmel der Seele gibt es strahlende Sonnen und lichtjahrentfernte Milchstraßen, denn das Gefüge des künstlerischen Erlebnisbereiches wächst p o l a r ins Kosmische und bezieht Natur im Ganzen schöpferisch auf sich. Nur nach der Fülle des o r g a n i s c h Durchdrungenen darf hier gewertet werden, und in diesem Sinne ist Thomas Schaffen universell. Hier ist die Zirkumpolation restlos gelungen und damit die Möglichkeit geschaffen, unser Empfinden über das Individuelle hinaus zum Allgemeingültigen zu weiten. Aber dessen ungeachtet bleibt seine Kunst an das Irrationale der Persönlichkeit,

an den Mutterboden der Artbesonderung gebunden, und es bedarf der Zusammenfassung aller unserer psychischen Kräfte, die enge Pforte zu finden, durch welche der Künstler den Weg ins Unbetretene genommen hat. Gleich einem glänzenden Gestirn steht Thomas Kunst am Himmel des deutschen Herzens, und es wäre schon vieles erreicht, versuchten wir, ohne uns gleich als Allerweltsmedizinmänner anzubieten, in ihrem Strahlenbade eigene Genesung zu suchen.

Deutsches aus Übersee.

Von Dr. h. c. Alma von Hartmann.



Zu den in den Vereinigten Staaten mit leidenschaftlicher Wärme für uns Eintretenden muß man in erster Linie den Deutschamerikaner Georg Sylvester Viereck nennen, der als elfjähriger Knabe mit seinen Eltern nach New York kam, sich dort früh durch seine Gedichte auszeichnete — eine Auswahl davon hat Eduard Engel in deutscher Sprache veröffentlicht, darunter fünf wundervolle Kriegsgedichte und die Übersetzung des Deutschlandliedes mit den Anfangsworten: „Deutschland, Deutschland, land of all lande, first and foremost in the world" —, bis er durch die Macht der Ereignisse zum politischen Schriftsteller und Anwalt seines Geburtslandes wurde. Seit Anfang des Krieges gab er seine erst Fatherland, dann American Monthly genannte Zeitschrift heraus. Er scheute nicht Boykott noch Verleumdung, noch Lebensgefahr, um der Lügenkampagne unserer Feinde entgegenzutreten und Wilsons Verhalten zu kritisieren. Es ist ein Wunder zu nennen, daß sein kühner Freimut ihm nicht das Leben gekostet oder wenigstens, wie seinem englischen Mitstreiter Morel, Zuchthausstrafe eingetragen hat. Man weiß ja, daß die amerikanische Presse zum größten Teil von den Kapitalkräften der Wallstraße abhängt, daß dieser zugunsten unserer Feinde verwendete Einfluß die Redaktionen der Provinzblätter, wenn nötig, durch Bedrohung mit Mord und Totschlag (Upton Sinklair hat uns darüber aufgeklärt) knebelte, und man fragt sich erstaunt, wie war es möglich, daß ein einzelner Mann es unternehmen konnte, dem Lügengezücht, das uns unser furchtbares Schicksal bereitet hat, den Kopf zertreten zu wollen, ohne von der aufgeregten wilden Meute zerrissen zu werden? Und wieder kommt der Vergleich mit dem edlen Morel, der den Kampf gegen den reichen und gewissenlosen König Leopold II. von Belgien wegen der Kongogreuel auch zuerst als einziger aufnahm. Nach 11 Jahren hatte er den Sieg davongetragen. Aber er hatte auch nicht gegen Laster und Vorurteile des eigenen Volkes anzukämpfen; das geschah erst, als er gegen

die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands auftrat, und da hat ihn ja auch das Schicksal des „Hochverräters“ erreicht, und er hat sechs Monate im Zuchthaus verbringen müssen.

Wir wissen hier viel zu wenig von dem, was in Amerika während des Krieges vorging. Scheffauer hat darüber nur eine Erwähnung gemacht in seinem Buche „Das Land Gottes, das neue Gesicht Amerikas“, aber er berichtet, daß es irgendwo eine Stelle gäbe, die alle die Schändlichkeiten des zum rasenden Haß gegen uns aufgestachelten Volkes sammle, um sie irgendwo und irgendwann zu veröffentlichen. Vierecks Zeitschrift ist unausgesetzt bemüht, sein Volk über Deutschlands vollkommene Unschuld am Kriege, über die Schändlichkeit des auf doppeltem Betrug aufgebauten Versailler Vertrags, über das Elend Deutschlands, über das über Amerika ausgebreitete Lügennetz der Entente, über das der Verfassung widersprechende Verhalten der letzten Präsidenten, wobei er Coolidge ebensowenig schont wie Wilson, aufzuklären. So bringt er in der Januarnummer 1924 das Bild des Senators Owen, der, von indianischer Herkunft, nicht anders denn als „hundertprozentiger“ Amerikaner angesprochen werden könne, und der im amerikanischen Senat an der Hand von Dokumenten die Unschuld Deutschlands, die Schuld Frankreichs, Rußlands und Englands am Weltkriege verkündet, und sorgt im Februarheft dafür, daß diese Rede, die von einem großen Teil der Presse totgeschwiegen oder nur andeutungsweise wiedergegeben wurde, im vollen Wortlaut abgedruckt wird. Wo man seine mit den Bildern Bismarcks, Steubens, des alten Fritz und der hervorragendsten Kämpfer für Deutschlands Recht geschmückten Monatsschrift zur Hand nimmt, da findet man nicht einen, nein zwei bis drei Artikel, meist von der eigenen Hand Viereck, die ihn als unseren Anwalt kennzeichnen.

Bei der letzten Präsidentenwahl ist er für La Folette eingetreten, weil dieser versprochen hatte, den Versailler Vertrag in Beziehung auf die 14 Punkte Wilsons, die von diesem selbst so schmählich im Stich gelassen waren, zur Revision zu bringen und versuchte, die große Zahl der Amerikaner deutschen Ursprunges auf diesen Kandidaten zu vereinen. Natürlich umsonst. Die Morgangruppe konnte keinen Präsidenten gebrauchen, der offen für das Wohl der Arbeiter einzutreten wagte; man schrie La Folette auch in der von der Hochfinanz beeinflußten deutschen Presse als „Roten“ aus, malte das bolschewistische Schreckgespenst, vor dem den Amerikaner im Innersten seiner Seele graut, an die Wand, und erschrocken wandte man sich dem „erprobten“ Coolidge zu, der des bolschewistischen Bazillus nicht verdächtig war.

Viereck sieht das über uns durch den Dawesplan heraufbeschworene Unglück ganz klar. Im Juli erklärte Harvey in seiner Zeitschrift,

daß Dawes versuche, Deutschland für fünfzig Jahre zu versklaven. Daß Coolidge mit seinem Staatssekretär Hughes und mit Herbert Hoover, der nach dem Krieg erklärte, die deutsche Regierung möge sich zur Hölle scheren, dem Dawesplan, der an anderer Stelle ein infames Schema und eine Schande genannt wird, günstig war, erweckte von vornherein Vierecks Mißtrauen, der das Vorgehen der Finanzleute einzig auf den Wunsch zurückführte, ihr überflüssiges Geld gegen hohe Zinsen und allererste Sicherheiten anzulegen. Ob Deutschland dadurch geschädigt wird oder nicht, das war ihnen ganz gleichgültig; wenn gefragt, würden sie vielleicht gesagt haben, eine Schädigung sei das, was Deutschland gebühre, während sie vor der Öffentlichkeit mit dem Brustton edelster Überzeugung verkündeten, daß Deutschlands Heil das Ziel des Vorhabens sei, und das so leichtgläubige amerikanische Volk und ach! auch weite Kreise bei uns! damit in die Falle lockten. Die Dawesformel sei nur ein Auffrischungsmittel für die Alliierten (die er „Diebe" zu nennen sich nicht scheut), um den Friedensvertrag auszuführen, ohne Widerstand von seiten Deutschlands zu erfahren.

Dem Völkerbund, in den Coolidge durch eine „Hintertür einzuschlüpfen" versuche, tritt Viereck natürlich als Gegner entgegen. Einmal rechnet er alle „Verfehlungen" der Ligue zusammen, die zu dem „Range einer von Napoleons großen Maitressen herabgesunken sei". Als in Oberschlesien bei der Abstimmung die deutschen Stimmen den Sieg davongetragen hätten, trotzdem Frankreich Verbrecherbanden zum Terrorisieren dorthin geschickt habe, sei in Genf das Urteil für Polen ausgefallen. Auch das Saargebiet sei einfach in den Rachen des französischen Imperialismus geworfen. Die dort von den Franzosen begangenen Infamien seien durch eine Kommission, die an sich selber ein Skandal war, sorgfältig verhüllt worden. Die amerikanische Plutokratie sei nach Bertrand Russell das Handmädchen des französischen Imperialismus auf dem Kontinent geworden. Keine Anstrengung werde gescheut, um zu verhindern, daß das amerikanische Volk die Wahrheit herausfinde. Und nachdrücklichst wird Deutschland vor dem Eintritt in den Völkerbund gewarnt, wenn auch der „Löwenkäfig" jetzt, da Deutschland gefesselt sei, bereit zur Aufnahme sei. Wie der Friedensvertrag und der Dawesplan, sei der Völkerbund aufgebaut auf der Grundlage von Deutschlands Schuld und Deutschlands Sklaverei. Deutschland heiße nicht mehr Deutschland, es sei nur noch ein Rumpf, der an einen Sitz gefesselt werden solle. „Mit Deutschland, Rußland und den Vereinigten Staaten außerhalb des Völkerbundes bleibt dieser ganz klar ein Klub von Banditen mit ein paar anständig empfindenden kleinen Mächten als Aushängeschild. Wenn Deutschland freiwillig in den Käfig eintritt, verleiht es dem Bordell der Alliierten einen Anstrich von Respektabilität. Es befestigt

noch stärker die Kette von Versailles und erbaut ein neues Hindernis gegen seine dereinstige Erlösung."

Immer wieder betont Viereck die Raubgier Frankreichs, wovon das amerikanische Volk so gar nichts weiß. In der Person Herriots sah er von Anfang an nicht viel Gutes. „Poincaré ist gegangen, das Comité des Forges bleibt. Frankreichs Raffsucht ist ebenso ruchlos wie vorher, noch halten französische Neger die Wacht an Rhein und Ruhr. Selbst Herriot billigte den Ruhreinfall. Briand mag dem Radikalismus Lippendienst leisten: im Herzen ist er auch ein Jingo. Die Idee, in Faulheit auf Kosten Deutschlands zu leben, ist für den französischen Mittelstand zu lockend, um aufgegeben zu werden. Die liberale Einstellung wird es Frankreich ermöglichen, wieder einmal die leichtgläubige Welt zu betrügen; es wird imstande sein, unter der Verkleidung des Liberalismus noch drückendere Bedingungen aus Deutschland herauszupressen". Gegenüber der Parole von Frankreichs steter Friedensliebe bringt er den Amerikanern nachdrücklichst zu Gehör, daß die französische Ausdehnungspolitik auf Kosten Deutschlands eine alte Sache ist. Er sieht nicht eher vollkommenen Frieden zwischen den beiden Ländern, als bis die französische Regierung bereit ist, den Vertrag von Versailles vollkommen zu ändern, u. a. die Grenzen von Elsaß-Lothringen nach Volksabstimmung unter neutraler Überwachung neu zu bestimmen.

Der vor fünf Jahren gegründeten Steuben-Gesellschaft wendet Viereck natürlich seine vollste Teilnahme zu, bringt die Bilder ihrer Gründer und erklärt in langem Aufsatz die von ihr ins Auge gefaßten Aufgaben. Eine „deutsche" Gesellschaft soll sie nicht sein, viele ihrer Mitglieder verstehen kein Wort deutsch mehr, aber sie ist bemüht, die Amerikaner deutschen Ursprungs, einerlei, wie weit dieser zurückliegt, zu vereinen, indem er sie stolz macht auf die großen Männer deutschen Blutes, die geholfen haben zu Amerikas Aufbau, die, wie Steuben, mit Washington an der Verfassung gearbeitet haben, oder die in den Kriegen ihr Blut vergossen haben für das neue Heimatland. Wenn die Iren, die Engländer, die Franzosen usw. sich zusammenschließen, warum nicht die Deutschen, die sich am selbstlosesten amerikanisiert haben? In der Tat ist dies eine Frage, die endlich einmal eine offene Antwort verlangt. Und wir begrüßen die Energie, mit der die Gründer der Steuben-Gesellschaft gerade jetzt, wo der deutsche Ursprung von den Angelsachsen und Frankoamerikanern als eine Art Schande betrachtet wird, dies Problem mit lebenspendender Deutlichkeit angefaßt haben. Die prachtvolle Rede Schraders, mit der er La Folette erklärte, daß die einstimmige Wahl auf ihn gefallen sei, wofür man aber keine Belohnung erwarte, zeigt Stolz und Würde; wenn die Steuben-Gesellschaft die Forderung nach einer Revision des Versailler Vertrags aufstelle, so geschehe das, weil allein dadurch die Ehre

Amerikas wieder reingewaschen werden könne. „Der unbeirrbare Glauben an die Ehre und Treue der Vereinigten Staaten zwingt uns zu der Forderung der unabweisbaren Pflicht von seiten unserer Regierung, zu sehen, daß die 14 Punkte Wilsons treu wahrgemacht werden. ... Wieder wird das deutsche Element aufgerufen, diesmal, um das Erbe der amerikanischen Freiheit zu bewahren vor den entweihenden Händen der internationalen Zerstörer.“ Und die Antwort, die der alte tapfere Kämpfer gegen Korruption gibt, La Folette, wird den Ansprüchen und Verdiensten des deutschstämmigen Teils des amerikanischen Volkes vollkommen gerecht, und weist auf Schurz hin, der ihn in seiner Jugend zum Eintritt in den Senat ermutigt habe. Es ist für uns ein großer Verlust, daß La Folette nicht Präsident geworden ist.

Vierecks Mission besteht darin, den Deutschen das Gefühl ihrer Würde klar zu machen. Sein Blatt und seine Person fordert zum Vergleich mit Morel und den Foreign Affairs heraus. Aber der Hintergrund ist bei beiden an anderer. Das Rassenproblem (woran Morel nicht zu denken brauchte), das die „hundertprozentigen“ Amerikaner schon längst gelöst wähnen, indem sie das Angelsachsentum in den Vereinigten Staaten kurzerhand zur „amerikanischen Rasse“ erklären, und die Volksgenossen deutschen Ursprungs in echt englischer Intoleranz als Bestandteile minderwertiger Qualität davon ausschließen, ist noch lange nicht geklärt. Die Tatsache, daß das germanische Element im vorigen Jahrhundert bei der Einwanderung bis in die achtziger Jahre überwog, ist doch nicht aus der Welt zu schaffen. Deutsche Tapferkeit, deutsches Feldherrntalent hat dem jungen Staat bei seinem Entstehen starke Hilfe geleistet, deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und Ehrlichkeit hat den Boden urbar gemacht, den Handel organisiert, und im Bürgerkrieg haben wieder deutsche Freiwillige ihr Blut für das neue Heimatland vergossen. Nun handelt es sich für die Deutschen darum, ihren Stolz zu zeigen, und wenn ein Mann von so starker Begabung wie Viereck, der sich ebenso wie die Angelsachsen drüben, einen Amerikaner nennt, es unternimmt, das Volk, dem er sich angelobt hat, zu läutern (wobei er nach germanischer Art mit offenen, wenn auch scharf geschliffenen Waffen kämpft), indem er es ermahnt, über der Treue gegen das neue Heimatland nicht den Zusammenhang mit dem Lande der Vorfahren zu vergessen, sondern zu erkennen, daß die deutschen Eigenschaften der Gerechtigkeit, des Mutes und der Ehrlichkeit allein das politische Leben auf eine höhere Stufe heben können, so wollen wir ihm Dank wissen, denn er hat sich eine hohe und edle und für unser Deutschtum unendlich wichtige Aufgabe gestellt.

Streiflichter

Germanische Ehen. Die Germanen sind das einzige Volk, das wir aus der Schilderung bedeutender Männer, wie Cäsar und Tacitus schon von ihrem Barbarenzustand an verfolgen können. In einer Zeit des politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Zusammenbruchs und Tiefstandes unseres Volkes ohne gleichen, kann man den gesunkenen Mut und die erschütterte Glaubenskraft an die Zukunft unseres Volkes wieder erfrischen, wenn man sich in die „Germania" des römischen Historikers Tacitus vertieft und liest, wie hoch er gerade die sittlichen Kräfte unserer germanischen Vorfahren, besonders in ihrer Stellung zum Weibe, einschätzte. Fast umfängt es uns wie ein leiser Wunsch, in solchen Zeiten gelebt zu haben. Vor unserem geistigen Auge tauchen jene Hünen auf mit den blauen Augen und den blonden Locken, Menschen voll unerschöpflicher Kraft, die gefeit sind gegen die Unbilden der Witterung, frei von der unseligen Sucht nach dem Golde und stolz auf ihre Herden. Sie kennen kein Heer von Soldaten, sondern ziehen mit ihren Familien und Sippschaften in den Krieg. Unmittelbar hinter den Schlachtreihen wissen die Kämpfer ihr Liebstes, und in jedem Augenblick sind sie sich bewußt, daß sie um das höchste Gut, um Weib und Kind streiten. So spannt sie unaufhörlich das Jammern der Weiber und das Weinen der Kinder zur Tapferkeit an. Zur Gattin eilt der Vater mit seinen blutenden Wunden, zur Mutter der Sohn. Und gerade den Frauen ist oft genug der Sieg zu danken gewesen, wenn sie sich ihren Männern mit entblößter Brust entgegenwarfen und die Gefangenschaft als die höchste Schmach ansahen. Die letzte Kraft setzten dann die Kämpfer daran, um den Frauen den schwersten Gang zu ersparen.

Die Wertschätzung des Weibes äußert sich bei ihnen in der verschiedensten Weise, deren Spuren wir noch heute in rein sprachlichen Wendungen wiedererkennen. Die Frau hat tatsächlich immer den Vorzug. Der Bräutigam z. B. ist nichts anderes als der Mann der Braut, und für beide, die gesonnen sind, den Bund fürs Leben zu schließen, gibt es keinen anderen Namen als Brautpaar. Das weibliche Geschlecht wird weiterhin geehrt durch das Wort Geschwister, welchem offensichtlich das Wort Schwester zugrunde liegt. Auch die Sprache, deren erste Laute das Kind der Mutter verdankt, ehrt sie, die alles Leben gibt, in dem Wort Muttersprache. Im tiefsten Innern jedes Deutschen ist noch heute die Liebe zu Heimat und Herd fest eingewurzelt, und kein Gefühl ist im Germanen mächtiger als das Weh nach dem Heim, das Heimweh. Wo soll er sonst hin als heim, immer wieder heim? Und alles, was außerhalb seines Heimes liegt, ist ihm unheimlich. Die ältesten Urkunden longobardischer Könige, die uns überliefert sind, geben uns solch sicheren Beweis von der hohen Stellung des Weibes, und ihre Erlasse legen beredtes Zeugnis dafür ab, welch hohen Schutz schon in jenen Zeiten die Frau genoß. Berühmt ist das Edikt des Hrotharit. Es richtet sich gegen die Totenberaubung, gegen das Herauswerfen der Leichen aus dem Grabe, gegen das Berühren des Weibes vor rechtlich geschlossener Ehe. Es enthält genaue Bestimmungen über die Morgengabe der Braut und das vom Vater mitgebrachte Vieh. Die Einwanderer, sowie die Frauen und Kinder stehen in der Vormundschaft und in dem Schutz des

Freien. Durch die Heirat mit einem solchen wird die Frau ebenfalls zu einer freien, würdibora, würdebaren, und der eheliche Sohn, der fulbora, erbt des Vaters Rechte. Nach uralter Überlieferung wurde die Braut von den Angehörigen gekauft oder, wie es oft vorkam, sogar geraubt. Raub und Robe sind ursprünglich dasselbe. Lange Zeit hat sich deshalb der Brautlauf erhalten. Die Sitte wollte es so, daß der Bräutigam am Hochzeitstage hinter der davoneilenden Braut herlaufen mußte. Mußte die Frau auch alle Arbeiten im Haushalte verrichten, so war sie doch die Herrin, wie ihr Name vrouwa sagt, von fro = Herr abgeleitet. Mit den Knechten und Mägden zusammen lag ihr das Brauen des Bieres und das Schlachten der Rinder, das Spinnen und Weben der Kleider ob. Ja das Mahlen des Getreides versorgte sie getreulich mit ihnen. In den langen Sommertagen nähte sie jene roten Linnenkleider, die auf Bildern oft zu sehen sind. Sie waren ohne Ärmel und ließen einen Teil der Brust frei. Auch die Kleidung der Männer war die denkbar einfachste. Ein Gürtel hielt das aus Pelzwerk bestehende Leibgewand zusammen. Bundschuhe mit Riemen hatten sie an den Füßen und ein kurzes Schwert um die Lenden. Den langen Speer führten sie immer mit. Halsketten aus den Zähnen des Ebers war ihr einziger Schmuck. Der germanische Wohnsitz war ein aus Baumstämmen zusammengefügtes Blockhaus, mit Lehm verstrichen und rot oder gelb getüncht. Lange Holzbänke zogen sich an den Wänden hin. Man benützte sie oft als Nachtlager. Nur in der Nähe des Herdes ist ein erhöhter Sitz. Die Menschen, die in diesen einfachen Behausungen wohnen, umschlingt das Band von Liebe und Treue. In alten Heldengesängen wird diese stärkste Eigenschaft des Deutschen hoch gepriesen und das Wort „deutsch sein, heißt treu sein“ hatte schon damals seine Berechtigung. Die Treulosigkeit ist den alten Germanen das Verabscheuungswürdigste, was es überhaupt gibt. Die oben erwähnten Erlaße richten sich ganz besonders gegen das treulose Verlassen des Gefährten im Kampfe. Unter keinen Umständen soll man den anderen feige schelten. Goethe sagt hierzu in Wilhelm Meisters Lehrjahren folgendes: Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort um Perfidie — französisch Treulosigkeit — in seinem ganzen Umfang auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude.

Grenzenlose Hochachtung und Liebe zu seinem Weibe erfüllte den Germanen in der ältesten Zeit, und kein geschriebenes Gesetz hat je die Bande zwischen Mann und Weib zusammengehalten. Nicht in Städte zusammengepfercht, sondern von ihren lose aneinanderhängenden Wohnsitzen aus schauten sie die wilde Natur und vernahmen das ewige Rauschen der alten Eichen. Das Leben in der Familie floß selbstverständlich in ruhigen Bahnen dahin. Sie dehnten den Schlaf bis in den Tag hinein aus. Dann wurde gefrühstückt und gebadet. Oft gehen die Männer auf die Jagd oder zu Trinkgelagen, wenn sich die Feinde versöhnen, wenn Ehen geschlossen werden oder über Krieg und Frieden beraten wird; denn beim Becher haben die Gedanken den freiesten Lauf. Nicht am selben Tage wird über solch wichtige Fragen abgestimmt, sondern am Tage darauf, wenn der Kopf wieder klar ist. Das Eheleben in seiner Strenge und Achtung ist gerade

für uns Heutigen vorbildlich zu nennen. Der Germane kennt nur ein Weib, das die dauernde Gemeinschaft mit ihm teilt. Der Umstand, daß der Mann die Ausstattung mit in die Ehe bringt, mutet uns wohl eigenartig an, aber er ist ein Beweis dafür, wie schon damals der Mann seine schützende Hand um die Frau legt. Werden die Geschenke an Rindern, Schilden und Speeren von den Anverwandten des Mannes dargebracht, so tritt das neuvermählte Weib hervor und fügt ein neues Stück der Bewaffnung hinzu. So weiß sich das Weib von allem Anfang mit dem Manne eins in dem Gedanken, daß das Leben ein Kampf und diese Gegenstände die sichtbaren Zeichen der Verteidigung des häuslichen Herdes sind. Den Krieg will es mit ihm wagen und den Frieden mit ihm genießen. Alles, was die Frau bei ihrem Eintritt in das Haus empfängt, soll sie achten und ehren, ihren Kindern dermaleinst mit denselben Gefühlen übergeben, wie sie es nahm. Wohl selten hat die Germanin die Rechte und Pflichten mißbraucht, die sie auf der Schwelle übernommen. Geschah es doch, so rief der Gatte die Verwandten zusammen, schnitt ihr das Haar ab und trieb die Schuldige nackend zum Dorfe hinaus. Nichts von alledem sollte sie mehr besitzen, was sie einst empfangen. Wie sie Leib und Leben nur einmal empfing, so sollte sie auch beides einmal schenken dürfen. Weder Schönheit noch Jugend noch Reichtum galten dem werbenden Manne etwas, aber die Tugend und Unberührheit des Weibes. Unverbraucht traten die Jünglinge das neue Leben an, daher ihre herrlichen Gestalten und unerschöpfliche Manneskraft. Rein gingen die Jungfrauen in die Ehe, daher ihre Frische und ihr blühendes Aussehen. Überall, wo man hinblickt, fügt sich alles so glücklich; denn jedes geht seinen Weg gerade. —

Auch die Gastfreundschaft bedarf der besonderen Erwähnung. Bei keinem Volke ist diese Sitte so ausgeprägt gewesen wie beim germanischen. Keinem war die Tür eines anderen Wohnsitzes verschlossen. Reichte der Vorrat nicht aus, den Fremdling zu bewirten, so ging der Hausvater mit seinem Gaste in das nächste Anwesen. Sogar beim Abschiede bekam der Fremde ein Geschenk mit auf den Weg, das ihn zu nichts verpflichtet. Der Germane erfüllte seine Pflicht Lebenden und auch den Toten gegenüber. Nur ein Hügel mit Rosen bepflanzt, zeigt die Grabstätte an, wo der Verstorbene ruht. Kein Denkmal aus Stein soll ihm die Last erschweren, die er getragen. Tränen füllen ihre Augen und lautes Wehklagen begleitet den Verblichenen in die Erde. Aber das Leid überwindet sich schwer. Stete Erinnerung an den Dahingeschiedenen erfüllt die Brust des Mannes, lange Trauer das Herz des Weibes. Nur die Leichen von Fürsten und hochstehenden Persönlichkeiten verbrennen sie mit Pferd und Rüstung.

Ausnahmen, von denen uns Tacitus berichtet hat und die nur die Regel bestätigen, ändern das Urteil über das Vorhandensein von Anlagen zu solchen hohen Eigenschaften nicht. Und wenn sich der Geschichtsschreiber ernstlich bemüht hat, der verfallenden römischen Kultur kerngesunde germanische Verhältnisse entgegenzuhalten, so ist es dasselbe, was bereits Horaz in den Oden 3, 24 und 9 getan hat, wo er dem verderbten Rom die einfachen Lebensverhältnisse und reinen Sitten der Skythen und Geten schildert.

Aber man vergesse auch nicht: Schon allein der Gedanke, daß ein frühes Heiraten unserer jungen Männer eine Unmöglichkeit bedeutet, kam

für Germanien nicht in Betracht; denn der zur Verfügung stehende Raum wurde abwechselnd unter die Gesamtzahl der Bewohner des Gaues verteilt. Damit war der Boden für die Gründung des Hausstandes bereits in jungen Jahren für den Mann geebnet, und somit fehlten für einen unkeuschen Lebenswandel der Jugend die wesentlichsten Voraussetzungen. Tacitus hält aber auch keineswegs mit den Schwächen, wie es die Gerechtigkeit erfordert, hinter dem Berge. Die Trunksucht und Spielwut haben zu bedenklichen Folgen geführt. Die Männer waren so tollkühn beim Würfeln, daß sie, wenn alles verloren war, sogar ihre eigene Freiheit, die Freiheit von Weib und Kind dransetzten. Dabei glauben sie fest daran, ihre Handlungsweise mit ihrer Ehre vereinbaren zu können. Deshalb läßt sich der Germane, selbst wenn er der Jüngere und Stärkere ist, mit Gelassenheit binden und in die Knechtschaft abführen. Er geht von allem, was ihm lieb ist, und gibt es ehrenhalber daran, um nicht in den Augen des andern als Feigling zu gelten.

Wie aber verhalten sich diese Germanen, wie sie Tacitus schildert, zu den Germanen der Völkerwanderung? Zweifellos ragt hier ein starker Gegensatz auf. Läßt er sich durch die wesentliche Veränderung der Verhältnisse und Umgebung infolge der Wanderungen erklären? Sicherlich; es bilden sich größere Volksverbände, und der Sinn steht den Germanen nicht mehr in dem Maße nach der engen Gemeinschaft der Familie, sondern nach außen auf Eroberungen und Raub. Von da an erscheinen die Germanen mehr und mehr als die Angreifer auf das Römische Reich, das durch Soldatenrevolutionen, Bürgerkrieg und verheerende Krankheiten seiner Bürger in seinen Grundfesten erschüttert ist. Die Deutschen steigern durch ihre tollkühnen, räuberischen Unternehmungen den Verfall. Die Goten z. B. waren an der Mündung der Weichsel ansässig. Von dort aus überrannten sie die Sarmaten, die slavischer Herkunft sind, im Flußgebiet der Oder und Weichsel, drangen in die römische Provinz Dazien zwischen Donau, Theiß und Dnjepr und erreichten schließlich das Schwarze Meer. Furchtbare Plünderungszüge charakterisieren den germanischen Stamm in den benachbarten Provinzen Mösien und Thrazien, wo der Kaiser Dezius in einer mörderischen Schlacht seinen Tod fand, ja die Küsten des Schwarzen Meeres suchten die Goten heim und erreichten die griechischen Gewässer. Dabei gelang es ihnen, den Dianatempel in Ephesus in Brand zu stecken. In solch wilden Zeiten ging offenbar ein schrittweises Schwinden edler Sitten Hand in Hand. Die römische Großstadtkultur mit ihren Lockungen, Verderbtheiten und Verweichlichungen mußte gar bald die guten Anlagen und hohen Eigenschaften stark angreifen, was gerade bei barbarischer Einfalt um so leichter geschieht. Die heiligen Bande der Ehe lockerten sich. Es kamen treulose und grausame Handlungen vor, Körperverletzungen, Mord, Verstümmelungen und Menschenopfer. Die Gesetze jener Zeit sind der sicherste Beweis dafür mit dem, was sie verbieten.

Dieselbe Wandlung läßt sich auch bei den Franken feststellen. Bekannt ist, daß sie ihren sittenlosen König Childerich vertrieben. Dieser fand bei dem Thüringer König Bisino Aufnahme. Statt ihm Dank zu schulden, entführte Childerich Bisinos Weib, als er ins Frankenland zurückkehren wollte. Die neue Königin gebar dem hinterlistigen Manne Chlodevech, der fünfzehn-

jährig zur Regierung kam. Damals gebot Syagrius über das römische Gallien. Ganz nach germanischer Art ließ Chlodevech den Statthalter auffordern, Ort und Zeit des Entscheidungskampfes zu bestimmen, worauf Syagrius auch einging. Der Römer unterlag und floh zu dem Westgotenkönig, von dem er schmählich an Chlodevech ausgeliefert wurde. Dieser tötete ihn. So vermissen wir an diesem Manne alle Tugenden eines Germanen. Bis an sein Lebensende waren ihm List, Meuchelmord und Totschlag gerade gut genug, ein mächtiges Reich zu schaffen, und nicht eher ruhte er, bis er seine ganze Sippe ausgerottet hatte. —

Mit dem Verschwinden der Seßhaftigkeit und der Berührung der römischen Kultur beginnt offenbar eine große Gärungszeit. Es häufen sich die Verfehlungen und sie lockern das feste Gefüge germanischer Ehen, wie es uns Cornelius Tacitus in seinem Werke geschildert hat. Mit den neuen Bildungselementen ziehen auch neue Laster ein, bis die Christianisierung die Wildheit und die bedenklichen Verfehlungen wieder einzudämmen begann.

R. Krenkel (Dresden).

Heldentum und Erziehung. Stärke und Erfolg sind nicht voneinander zu trennen. Wo Stärke und Fähigkeit ist, offenbart sie sich in Leistungen. Nach Leistungen drängt alles im Menschen, auch beim schwachen, denn Leistung ist die Veränderung irgendeiner Seite des Bestehenden unter Anwendung und Mitarbeit des persönlichen Willens und Könnens. Veränderung liegt dem Menschen von Kind auf im Blute. Nur nicht immer dasselbe Einerlei! — Neues begehrt das Kind, und deshalb macht es die schönsten Spielsachen kaputt, der unveränderliche oder unveränderbare Zustand langweilt es, ist ihm zuwider.

Geschenke erfreuen des Menschen Herz, aber mehr noch als sie erfreut ihn der persönliche Erfolg. Denn nur jener gibt seinem Gemüt das Zeugnis: Du hast einen gewissen Zweck erfüllt, du selbst! — Natürlichkeit heißt Zweckerfüllung, und nur auf ihren Linien liegt das Glück.

Des Menschen Zweck ist, um es in dürren Worten zu sagen: Erfolg zu haben. Erfolg haben heißt, von welcher Seite man den Begriff auch betrachtet, irgendeine Ebene oder Sache des Daseins beherrschen, sich untertänig machen. Erfolg ohne derartige Beherrschung ist nicht denkbar. Beherrschen läßt sich andererseits aber nur das Schwächere oder Geringere von dem Stärkeren oder Höheren. Also ist die Voraussetzung des Erfolges die Entwicklung und größtmöglichste Steigerung der Kraft. Wie geschieht das?

Überall in dieser Welt des Widerstandes setzt eine wirksame Bekämpfung der Verneinung, eine Befreiung von irgendwelchen Ketten erst dann ein, wenn in einem oder auch mehreren Einzelwesen der Glaube an die Möglichkeit einer anderweitigen Lösung Funke gefaßt hat. Nie war je ein Befreiungskrieg, eine Entdeckung, eine Ergründung möglich, ehe nicht dieser Glaube zu einem machtgebietenden Faktor wurde. Die Welt steht nirgends so fest, als daß nicht drei Männer, die es wirklich glauben, sie aus den Angeln heben könnten. Je schwächer der Glaube, umso niedriger der Geistesflug, umso geringer der Machtbereich, umso kleiner der Ertrag und Erfolg. Der Glaube ist die Grundlage aller Leistungen. Niemals wäre jemand dazu gekommen, mittels einer Balanzier-

stange über ein Seil zu laufen, wenn er nicht vorher dem Glauben an diese Möglichkeit nachgegeben hätte.

Der Glaube ist das beste Patengeschenk der Menschen; es ist nicht groß, vielleicht nur ein Fünkchen, vielleicht nur wie ein Gramm Radium, das aber doch nach heutigem Marktwert eine halbe Million kostet. Wir brauchen gar nicht so schrecklich viel davon, ein Körnchen genügt. Aber dieses Körnchen muß in den richtigen Boden gelangen. Wenn Radium nicht in einem Behälter aus dem besten Material, das aufzutreiben ist, aufbewahrt wird, so geht es seinem Besitzer verloren. Wer glaubte, es in einem Portemonnai oder in einem sonst ganz stabilen Holz- oder Metallschächtelchen unterbringen zu können, der wäre zu bedauern. Königlichem Werte entspricht eine königliche Umgebung.

Die Anwendung dieses Bildes diene als Voraussetzung für die Aufgabe der Menschen-Erzieher, dem königlichen Fünklein Glaube in der Menschenbrust eine entsprechende und würdige Aufbewahrungsstätte zu bereiten. Das ist die vornehmste Aufgabe der Erziehung, die vornehmste Aufgabe der Mutter. Der Glaube an das Leben und an das Recht ihm gegenüber ist da, das Kind bringt ihn mit, ihn brauchen wir also nicht zu erzeugen und können es auch so wenig als Gold erzeugen; aber dieser Glaube kann nur durch ein starkes, festes, nach allen Seiten hin widerstandsfähiges Gefäß, sagen wir Herz, bewahrt und erhalten werden. Ein schwaches Herz durchbohrt es, wie Radium die stärkste Tischplatte durchdringt, zur Erde fällt, auch den Fußboden und Keller durchdringt und so verloren geht.

Der Ruf an echte Mütter, echte Menschen-Erzieher ist deshalb laut und eindringlich: verhelft den Kindern vermittelst eurer Erfahrung zu kraftvoll bejahenden Herzen und Gemütern, wenn ihr nicht wollt, daß ihnen ihr Glaubensfünklein verloren gehen soll und sie im späteren Leben, wenn nicht Schiffbruch leiden, so doch lediglich als sorgenschwer beladene Frachtkähne an andere sich hängen und von ihnen sich mitschleppen lassen sollen.

Versäumt die Mutter und versäumen die Erzieher diese Pflicht, so ist der Schaden später nur sehr schwer und selten wieder gut zu machen. Wie sollte man auch aus einem schwerfälligen Schleppkahn einen flinken Dampfer machen können! — Nun mögen Oberflächliche freilich einwenden: Ja, es muß doch aber auch Schleppkähne geben. — Man sei unbesorgt, Holz ist billiger als Eisen, und es werden deshalb zu allen Zeiten genügend Holzkähne gebaut werden. Handelt es sich aber im Menschendasein darum, dem Einzelnen zu seinem höchstmöglichen Werte zu verhelfen, ja, ist dies heiligstes Gebot für ihn selbst, so kann nur ein Vermessener ihm den Fuß ins Genick setzen wollen, ihm gleichsam verkündigend: Nicht zur Freiheit und zur königlichen Entwicklung wardst du geboren, sondern zur Darstellung der Minderwertigkeit, zur Bildung der Masse.

Wir wollen keine Massenerziehung, wir wollen Ziselierung des einzelnen Charakters. Wir wollen den Glauben an die Majestät des Menschenfunkens, an sein „göttliches Geschlecht“, bekunden, verwirklichen und aus allen Kräften und auf allen Ebenen zur Anwendung bringen. Denn wir wünschen uns ein Menschengeschlecht des Erfolges und der Kulturbeherrschung. Wir wünschen das, weil wir mit sehenden Augen allzuviel Massen-

vegetation statt Einzelkultur wahrnehmen, allzuviel Parasitendasein statt Charakterpersönlichkeit. Alles schaut nach „kommenden Männern“ aus! Wer sind diese Schauer? Wir, die wir des Glaubens an unsere eigenen höchsten Werte verlustig gegangen sind, wir erwarten Heil und Reform von anderen, durch andere. Wenn wir denn selbst unfähig sind, Heilträger zu sein, so wollen wir doch wenigstens helfen, den „Kommenden“ die Wege zu bahnen.

Wie geschieht das denn? Indem wir zunächst einmal und endgültig darauf verzichten, der Jugend unsere alte schwere und viel zu große Saulsrüstung aufzuhalsen. Laßt ihr doch endlich das Recht auf ihre Davidsschleuder; weshalb wollt ihr mit eurem Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit den alten status quo erhalten? Hat euch euer glänzender Panzer nicht dazu verholfen, den Goliath unterzukriegen, ja, es überhaupt ernsthaft mit ihm aufzunehmen, warum soll dann für die Jugend das Heil nur wieder aus diesem unfähigen Panzer kommen?

Weg mit ihm, und laßt den jungen David seinen Weg an den Bach gehen und sich seine Geschosse selber suchen. Laßt ihm den Arm frei für die Schleuder und Füße für den Weg. Denn dieser Weg führt, glaubt es nur, von dem Bach schnurstracks dahin, wohin ihr alle euch nicht gewagt: zum lästernden Riesen.

Was war die Ursache? Es war der Glaube an innerste Kräfte, der Hand in Hand ging mit dem Verzicht auf überflüssige Panzerungen. Woher kam dieser Glaube? Aus der Einzelerziehung, denn in der ganzen Heeresmasse besaß keiner den Glauben, es mit dem Riesen aufnehmen zu können. Da war nur ein Abschätzen von physischen Dimensionen und Fähigkeiten; auf eine neue Idee kam keiner. Und doch besiegt nur die Idee die Materie. Das ist die Lehre vom David und Goliath. Die Idee, daß trotz all der Panzerung eine Stelle auf der Stirne frei ist, wo ein Kiesel noch Platz findet! — Heraus mit dem Kiesel, — und dann Goliaths eigenes Schwert zur Vollstreckung verwendet!

Also Achtung vor den Ideen in unseren Kindern. Eine freie Bahn für sie! Nicht dem Eigensinn, dem Trotz, ist damit das Wort geredet. Wo solcher sich zeigt, sollen die Eltern ruhig die Zinsen ihres eigenen geistigen Kapitals abheben. Sollen erst Inventuraufnahme bei sich veranstalten und feststellen, wie Soll und Haben sich bei ihnen verhalten. Wenn die Gattin den Mann schnippisch und trotzig, und jener sie rauh und kalt behandelt, so kann man nicht bei den Kindern den „Trotz brechen“ wollen, ohne den Tiger beim Schwanz zu fangen. Das geflügelte Wort: Wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten, gilt auch in der Anwendung, daß die Mutter ihr erstes Augenmerk auf sich selber richten muß: echte Mütter, und die Erziehungsfrage ist gelöst.

Glaubt die Mutter nicht an die Kraft der Idee, so wird sie auch keine tugendhaften Kinder haben, denn alle Tugenden sind Ideen. Kann die Mutter nicht ihr ganzes Selbst in dem Gatten finden, so wird jedes ihrer Kinder die Schatten der Geteiltheit in seinem Charakter tragen. Vor der Mutterschaft kommt deshalb die Frage, ob die Ehe wirklich eine Verschmelzung von zwei Einheiten geworden ist. Nur von dort, wo dies der Fall ist, können die „kommenden Männer“ erwartet werden. Denn ein Mann wird nur groß, insoweit seine Mutter eine echte Gattin und Mutter war.

Ein Kind mag noch so arm sein, mag kein Bett und kein Kleid haben, — zu bedauern ist nur jenes Kind, dessen Mutter keinen Glauben an die wahren Werte des Lebens hat oder sich darum gebracht hat. Die Gesinnung der Mutter ist die Milch des Charakters. Kein Wunder, wenn die Charaktersterblichkeit so groß ist; wir leiden unter geistiger Stillfähigkeit, unter dem Mangel an Müttern.

Diesem Mangel kann nur abgeholfen werden durch eine gesunde geistige Nahrung. Nun und nimmer wird ein weibliches Wesen, das seinen Geist mit französischen Romanen sättigt, eine echte Mutter werden. Schon der Aufenthalt in einer derartig pikanten Sphäre macht sie geistig schwindsüchtig. Ein großer Prozentsatz unserer jungen Damen ist geistig tuberkulös und zur Mutterschaft in unserem Sinne unfähig. Von dem, was deren Kinder einst bauen, gilt das Wort in tieferer Bedeutung: Der Mutter Fluch reißt sie nieder. Ein kraftvolles Geschlecht setzt Mütter wahrhaft menschenwürdiger Ideale voraus, Mütter voll Glaubenskraft an die Radioaktivität der Ideale, Mütter, die sich durch den Schein nicht blenden lassen, Mütter, die erst sich verantwortlich machen, ehe sie sich mit dem Gedanken an Strafe einlassen, Mütter, die ihre Kinder hochziehen, indem sie selbst hochsteigen. Mit einem Wort, Mütter, die nicht der Welt, sondern ihren Kindern leben, also auch nicht die Zweifel der ersteren, sondern den frischen Lebensglauben der letzteren auf sich wirken lassen. Das sind Mütter, die es durch ihre Kinder sind, durch die Würde der Kinder werden. Das ist der Größe höchste Stufe, die von dem Kind zu lernen weiß.

Erziehung zum Erfolge ist nur möglich durch erfolgreiche Erzieher. Seien dies nun die Eltern oder die Lehrer oder die späteren Berufsbildner: sie tragen die Verantwortung für den Erfolg der künftigen Generation und können ihre Aufgabe in segensreicher Weise nur lösen, wenn ihr persönliches Leben erfüllt ist von schöpferischen Impulsen, die jener Lebensglaube auslöst, der sich einst in dem altehrwürdigen Worte bekundet: Ich will dich segnen, damit du ein Segen seiest! W. Müller (Hermsdorf).

Aus alten und neuen Büchern.

Goethe über Religion, Bibel, Christentum und Kirche. Aus Eckermann, Gespräche mit Goethe.

„. . . . es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit

allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glauben beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten, und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk."

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf ihn, den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen, so wenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können."

„Übrigens echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganze Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben und das Letzte, von dem Jünger Johannes erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! — Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostel Petri und Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit Euren Absurditäten vom Leibe!"

„Den Geist dämpfet nicht!" sagt der Apostel.

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der

fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofes denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauset! —"

„Wir wissen gar nicht," fuhr Goethe fort, „was wir Luther und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistlicher Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!"

„Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden, großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist."

„Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen."

„Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

Wilhelm von Humboldt als Mensch und Staatsmann.

Aus: Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen 1788—1835. Berlin 1920. E. S. Mittler & Sohn.

Vorbemerkung der Redaktion:

Der Briefwechsel dieser beiden bedeutenden, ganz eigenständigen Menschen läßt uns nicht nur das so überaus seltene Bild einer ehelichen Liebes-, Geistes- und Lebensgemeinschaft von einer Tiefe und Innigkeit, einer Ungetrübtheit innerster Seelenharmonie, die kaum ihresgleichen findet, schauen; er bietet darüber hinaus auch einen wertvollen Beitrag zur politischen und Geistesgeschichte jener großen Zeit und nicht zuletzt eine ganz ungewollte Selbstcharakteristik Humboldts als Staatsmann. Mit aller Deutlichkeit zeigt dieser Briefwechsel, wie tief sich H. immerfort aus allen Staatsgeschäften wegsehnt in die Einsamkeit des Innenlebens, der Gemeinschaft mit der geliebten Frau, zurück in das Erinnerungsleben des Vergangenen, der Antike. Solche unbezwingbare Sehnsucht, die dauernd aus der rauhen Welt der Wirklichkeit, in die ihn ein böses Schicksal verwickelt hat, zurückverlangt in eine Welt der Erinnerung und Beschaulichkeit, ist sicher nicht die psychische Verfassung, die zum echten, wirklichkeitsgestaltenden Staatsmann gehört.

Wir führen zwei Stellen, die vornehmlich den Menschen charakterisieren, aus der gekürzten Ausgabe in einem Bande an; zwei weitere, die für die Beurteilung des Staatsmanns interessant sind, stammen aus dem VI. Band der großen Ausgabe, (zusammen sieben Bände.)

S. Mette.

Humboldt an Caroline (13. Februar 1791). „. . . . . Nein, Li, wie oft ich's auch sagte, laß mich's noch einmal, laß mich's ewig wiederholen, ich verdiene Dich nicht. Es ist so wahr, als es einfach ist. Aber Deine Liebe

heiligt mich, und daß ich Dich liebe, mit diesem Gefühl, mit diesem Hingeben des ganzen, ganzen Seins. O! Du wirst glücklich sein, meine Li. Du wirst ewig sehen, welche Wonne Du mir gibst, wie ich aufblühe an Deiner Seite und mich größer fühle und schöner in dem Oden Deiner nie ausgesprochenen Gefühle. Laß mich's Dir sagen, wie es sonst in mir war, wenn ich mir ein vereintes Leben, auch mit dem besten Wesen dachte. Dunkle Ahndungen schwebten mir ewig vor. Ich kann nicht emporstreben, kann mir selbst nicht genügen, wenn ich nicht in höchster Freiheit leben darf. Ich fühle, wie glücklich ich sein würde mit einem Wesen, das ich liebte, dessen Schönheit mir in ihrem Anschauen so reiche, selige Wonne gewährte, aber immer war es mir auch, als wäre dann doch zugleich auf ewig dahin, ohne was die Entwicklung keines Wesens gedeiht, die höchste Freiheit des Geistes und der Empfindung. Denn — verzeih meinem Mißtrauen, teures, einziges Weib — ein Wesen zu finden, mit dem ich in dieser Freiheit existieren könnte, das seine Seligkeit darin fände, sie zu geben und zu empfangen, das hofft ich nie. Ich kannte ja Dich noch nicht, wußte nicht, wie Du, wie ich nur aus dieser Freiheit Deine höchsten Freuden schöpfest. Wenn ich jetzt denke, ich hätte Dich nie gekannt und hätte eine andere Verbindung geschlossen, es wäre ein Aufopfern meines Seins gewesen, ach! und jetzt mit Dir empfang ich mein Wesen erst schöner und heiliger von Dir zurück. In Dir war es wie in mir. Laß es mich aussprechen, Li, es macht mich so unendlich glücklich, wie wenig ich Dich auch verdiene. Du wärest nie mit einem anderen glücklich gewesen. Jeden hättest Du beglückt, aber Du hättest Dein schönstes Dasein seinem Glück hingeben müssen, und Du würdest es getan haben, Du großes, schönes, nie übertroffenes Wesen. Wir werden nichts hingeben, nichts aufopfern, in der höchsten Schönheit werden wir nebeneinander aufblühen, und nie wird nur ein Moment unser wonnevolles Dasein trüben. Die höchste Liebe ist immer auch mit der höchsten Freiheit gegattet. Aber wie wenige haben Kraft, diese höchste Liebe zu fassen, und in diesen wenigen, wie gleicht sie dem kurzen Lenz einer schönen, aber hinwelkenden Blüte. In uns wird sie ewig sein und unvergänglich . . . . . ."

Humboldt an Caroline (1. August 1814). „. . . . . . Mit Dir über die Angelegenheiten meines Geschäfts zu reden, ist mir wirklich ein ernstes Bedürfnis. Ich tue es gar nicht bloß, weil ich weiß, daß es Dir Freude macht, so hinreichend natürlich auch dieser Grund wäre. Ich tue es noch weniger aus Bedürfnis, mich mitzuteilen, Gott weiß, daß es selbst mein Fehler ist, dies nicht zu haben. Aber ich tue es, weil Du immer so rein, so aus tief gemütvollen Maximen und mit so richtiger Ansicht über die Begebenheiten, wie sie an sich, wenn sie von allem Zufälligen und Unwesentlichen entkleidet sind, dastehen, urteilst, daß kein Mensch auf Erden solcher Leitung entbehren möchte. Ich weiß und werde nie vergessen, wie unendlich sie mir in der schwierigsten Zeit meiner jetzigen Laufbahn geholfen hat, wo alles und fast auch die sonst Besten daran arbeiteten, mich herunterzuziehen.

Diese Art, auf männliche Entschlüsse einzuwirken, liegt tief im weiblichen Gemüt, nur daß wenige Frauen je dazu gelangen, ihr inneres Bestes, oder vielmehr das ihrer Natur zu erreichen und noch weniger damit so

viel Geist und eine so schöne Eigentümlichkeit verbinden, die nicht mehr der Natur angehört als Du. Immer aber besitzen die Frauen auch hiervon viel mehr, als davon Gebrauch gemacht wird, da die elende Aufgeblasenheit und der Leichtsinn der Männer es mutwillig von sich stößt. Auch darin sind sie sehr undeutsch, denn in den besten deutschen Zeiten war es immer anders. Dagegen verstatten sie gerade auf verkehrte Weise den Frauen tausendfachen Einfluß auf die Ausführung im einzelnen, was man schon darum nicht tun muß, weil wirklich große und edle Frauen diesen verschmähen und von selbst meiden. Der Rat der Frauen ist wie ein Stern, der durch die Wüste des Lebens leitet. Er zeigt die Richtung. Wie man es machen soll, um dieser Richtung durch Klippen und Umwege zu folgen, ist der eigenen Betriebsamkeit überlassen, die immer bei weitem kleinlicher ist und sein muß, woraus dann auch wieder die Pflicht der Frauen entsteht, zufrieden zu sein, wenn man im Sinn und Geist gehandelt hat, und das Mangelhafte in der Ausführung zu übersehen und zu verzeihen.

Ich habe hier noch manches vorzubereiten gesucht. Am meisten denke ich auf eine feste Vereinigung der Schweiz mit Deutschland, die aber sehr schwierig ist, weil die Schweiz leider! wenig mehr deutsch ist. Man büßt hierin die Schuld der Väter, die alle Bande haben locker werden lassen.

Es hat vielleicht nie einen Zeitpunkt gegeben, wo man hätte mit so eiserner Hand darüber wachen müssen, daß hier die Grenze zwischen der billigen Gewalt und der notwendigen Freiheit, die ebenso notwendig als die Luft ist, richtig gehalten werde. Bei der eisernen Hand fällt mir ein Diktum Napoleons ein, das eines der wichtigsten ist, die ein Mensch je gesagt hat, und das Du vielleicht nicht kennst. Er hat einmal gesagt: „Que le peuple Français demandait à être conduit par une main de fer avec un gant de velours." Man kann die Nichtigkeit einer Nation nicht besser beschreiben als dadurch, daß sie das Eisen braucht, gezügelt zu werden, und nicht den Mut hat, es anders anzusehen, als wenn es mit Samt überzogen ist oder sich durch diese glatte Außenseite täuschen läßt."

Humboldt an Caroline (19. März 1819). „. . . . Der Gedanke des Menschen haftet doch unsichtbar, und wenn ich mir selbst überlassen bin, weile ich doch nur im Altertum und in Rom, was der einzige Ort ist, den ich sah, wo es mir noch anschaulich werden konnte. Alles übrige ist recht gut und notwendig und auch im einzelnen trefflich, aber es ist doch rauh und schwer und hart, und macht sich so breit und groß und nimmt so ein lästiges Pathos an. Die stille Größe und die Anmut ist mit der schönen Zeit der Griechen gewichen, und mich wird weder das Mittelalter noch das Moderne jemals besitzen. Man lebt darin und setzt alle Kräfte daran aus Pflicht und weil nun einmal im Leben gearbeitet und gehandelt werden muß, aber was man ihm zuwendet, ist doch nur eine irdische Tugend und eine irdische Anhänglichkeit, die innere Kraft, durch die man sich selbst erhält, die Liebe, sowohl die gleichsam gestaltlose, die alles Schöne und Große umfaßt, als die einzelne zu einem gleichfühlenden Wesen, knüpft man doch an die schöne Vergangenheit an; . . . ."

Humboldt an Caroline (28. Mai 1819). „. . . . . . Ich lebte am liebsten mit Dir ungetrennt und ungestört auf dem Lande, und die ersten Jahre unserer Heirat bleiben mir daher immer die goldene Zeit des Lebens. Ich

lebte sehr gern noch heute ganz auf dieselbe Weise, und Du, himmlisch liebes, gütiges Kind, auch. Aber da stellt sich das Leben, ich will nicht sagen, feindlich, aber doch unfreundlich dazwischen und treibt uns in andere Lagen und Verwickelungen. Ich bin jetzt ruhig darüber, weil ich es wie ein Geschick ansehe, sonst, wenn ich es so für einen einzelnen Akt meines Wollens hielte, würde ich mich lange und vielleicht nie darüber beruhigen können, daß ich den einzigen Moment, wo ich es, durch die Leidenschaftlichkeit des Staatskanzlers, in meinen Händen hatte, in kein öffentliches Leben einzugehen, habe fahren lassen. Es hätte mir aber nichts geholfen, ihn zu benutzen. Die Sache wäre nur aufgeschoben gewesen, und man hätte mich immer im Auge behalten, um mich unter anderen Umständen wieder heranzuziehen. Da mir einmal das Los geworden ist, daß man mich für notwendig bei uns hält, so muß ich ans Ziel kommen, und dies Ziel nenne ich, daß ich wirklich glücklich genug bin, die Erwartungen zu erfüllen, oder so unglücklich, zu scheitern, oder daß Umstände und Ereignisse kommen, die auf irgend eine Art und Weise machen, daß der Versuch, den man mit mir und ich mit der Sache wage, nicht rein entschieden wird, wie es so oft in der Welt geht."

Bücherbesprechungen

Philosophie und Religion

Schwertschlager, Prof. Dr. Josef. Die Sinneserkenntnis. München, Kösel & Pustet, X u. 300 S., Preis broschiert 6.— Mark.

Der Titel des Buches läßt eine umfassende Problembehandlung erkenntnistheoretischer Art vermuten, und die Arbeit will auch in diesem Sinne gewürdigt werden. Es handelt sich aber keineswegs um eine kritische Untersuchung über die Grundlagen der Erkenntnis überhaupt; vielmehr soll unter Benutzung physio-, psycho- und biologischer Forschungsergebnisse festgestellt werden, „in welcher Weise und bis zu welchem Grade die Sinnestätigkeit befähigt ist, der Wahrheit zu dienen und die Sachverhalte der Innen- und Außenwelt ans Licht zu stellen". Der Verfasser steht auf dem Boden eines „kritischen (!) Realismus" und will dem „gesunden Menschenverstande" zu seinem Rechte verhelfen; er bedient sich dabei des reichen Materials experimenteller Psychologie und Sinnesphysiologie, bezieht sich indessen in erkenntniskritischen Fragen in der Hauptsache auf Aristoteles, den hl. Thomas von Aquino und die Scholastiker. „Kant mit der ganzen idealistischen (!) Schule" kommt nicht in Frage, weil eben der „realistische" Standpunkt „im Posseß der allgemeinen menschlichen Ueberzeugung steht" (145). Die Bemühungen des Verfassers gehen nun dahin, „die Sinneserkenntnis als Quelle objektiven, das Reale erfassenden Wissens in bezug auf die Umwelt" darzustellen. Die Sinnestätigkeit, die er „frei von jedem intellektuellen Einschlag" aufgefaßt wissen will, soll in ihre beiden Komponenten: Empfindung und Wahrnehmung zerlegt und untersucht werden.

Sehen wir uns nun Sinn und Methode der Zerlegung näher an! „Jede Erkenntnis bemächtigt sich ihres Gegenstandes auf immaterielle Weise, d. i. durch Repräsentation. Die Sinneserkenntnis erfaßt demnach zwar Materielles, jedoch modo immateriali." (30) Wie wir hiernach überhaupt zum Wissen

um Materielles kommen, und was dann überhaupt „materiell" heißt, wenn es nur durch das erfaßt wird, was es grundsätzlich nicht ist, ist völlig unerfindlich. Wenn nun noch die Art der Aneignung so erklärt wird, daß die Seele „organisch-materielle Werkzeuge benutzt, die von den Objekten Einwirkung erfahren", so liegt hier eine offenbare petitio principii vor. Doch hören wir weiter. Die Sinnestätigkeit als konkrete Erfassung des Objekts fügt, ohne Einmischung des Intellekts, die Eindrücke aneinander und erlangt dadurch im Bereich biologisch zweckentsprechender Betätigung relative Untrüglichkeit. Hier bedarf es doch wohl kaum einer Erörterung, daß bei der Rede von Zusammenfügung, von Ordnung, Einheit und Unterscheidung Funktionen des Bewußtseins gemeint sind, die mit Sinnlichkeit überhaupt nichts zu tun haben. Noch weniger kann man den Sinnen ein „Erkenntnisziel" (60) beilegen, dem sie sich durch „Übung" annähern können. Die Theorie der spezifischen Energien wird in der unklaren Weise der Scholastik dahin gedeutet, daß die spez. Energien ein „Rohmaterial" liefern, woraus die verschiedenen „adäquaten" Reize „erst die verschiedenen Empfindungsgebilde schaffen" (82). Das immanente Ordnungsprinzip der Sinne wird also an dieser Stelle aufgegeben zugunsten einer in den „Dingen" selbst liegenden schöpferischen Kraft. Neben den Sinnenreiz tritt als zweite Komponente die Funktion der Wahrnehmung. Sie ist ein „Innewerden einer konkreten körperlichen Realität auf Grund von Empfindungen" (105), ist „Einverleibung in den Erkenntnisbesitzstand des Bewußtseins". Es bleibt aber nicht bei dieser „Einverleibung", denn es werden ja keine Netzhautbilder, keine Nervenreizungen als solche wahrgenommen. Die Wahrnehmung hat doch noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen, sie soll ja doch das leisten, was der Verfasser auf Grund des gesunden Menschenverstandes von ihr verlangt: Realität der Außenwelt. Sie „soll" also etwas, „soll die Kluft zwischen dem äußeren Gegenstand und zwischen dem subjektiven Bewußtsein" überbrücken. Und zu dem Zweck geschieht etwas Unglaubliches! Der Empfindungsinhalt verschwindet und transsubstantiiert sich gleichsam in das wirkliche Ding. Der Wahrnehmungsakt schafft sich selber das Objekt, ja er „setzt" sogar (118) das Objekt als „Ursache" der Empfindung (sc. des Reizes, der gar nicht wahrgenommen wird); er vermag das „Reale" adäquat zu erfassen. Heißt das nun wissenschaftliche Erklärung, das einen Sachverhalt so deutet, weil man es so haben will, weil man von vornherein schon im „Posseß" dessen ist, was deduziert wird? Werden hier nicht vielmehr für ein Wunder zwei gesetzt, und traut man der Natur wirklich solche Winkelzüge zu, die sie dank ihrer Wunderkraft leicht hätte vermeiden können? Oder ist das kein Wunder, wenn wir eine „von Vernunftelementen freie", spontan wirkende Fähigkeit besitzen, durch welche wir das Dasein der „Dinge" zu konstatieren, und ihr transzendentes Sosein zu „erkennen" vermögen?

Die vom Verfasser behandelte Frage betrifft etwa die Unterscheidung, die sich bei Kant in der Apprehension der Anschauung und Reproduktion in der Einbildung einerseits und der Rekognition im Begriff andererseits findet. Während aber Kant das Gemeinsame dieser Funktionen in der Synthesis der Apperzeption erkennt, wodurch allererst Objektivität möglich ist, steht beim Verfasser alles beziehungslos nebeneinander, ohne daß über die logische

Herkunft der einzelnen Funktionen Rechenschaft gegeben wird. Der Verfasser lehnt jede Einmischung von Denkakten in den Prozeß der Wahrnehmung ab, weil sie bei reiner (oder tierischer) Wahrnehmung nicht mitspielt und er (das ist der Hauptgrund der Abwehr) durch Hineinspielen von Urteilsakten die Untrüglichkeit der Objektserfassung gefährdet sieht. Ob beim individuellen Wahrnehmungsakt Urteilsprozesse eine bestimmende Rolle spielen oder nicht, bleibt für die grundlegende Betrachtung, für welche „Objektivität" zum Problem steht, ganz außer Frage. Wer immer nur bei den psychologischen Bedingungen verweilt und den Sinn der transzendentalen Methode nicht erkennt, kann von Realität nur mit dem Anspruch eines aus dem eignen psychologischen „Beweismaterial" jederzeit recht anfechtbaren ontologischen Dogmas sprechen. R. Odebrecht.

Oskar Ewald, Die Wiedergeburt des Geistes. Derselbe, Die Erweckung. (Selbsterkenntnis und Weltgestaltung.) Ernst Hofmann & Co., Darmstadt.

Diese beiden Bücher stehen im Dienst einer Befreiung und Veredelung des heutigen Menschen. Aus dem eigenen Kern einer Persönlichkeit, die trotz der damit verbundenen Gefahren Philosophie und Leben zur Einheit verbindet, werden wir zu undogmatischem Nachdenken über wichtigste Fragen der Zeit und unseres eigenen Daseins angeregt, wobei die Hervorhebung des sexuellen Problems, der Friedensfrage, der großen Schwierigkeiten modernen wissenschaftlichen Lebens, sowie die unabhängige Anerkennung des Religiösen besonders wertvoll erscheinen. Die „Erweckung" unterscheidet sich von philosophischen Büchern ähnlicher Richtung dadurch, daß die persönlichen Lebensschicksale des Verfassers in bekenntnismäßiger Form mit Rousseauscher Offenheit als Präludium zu gestaltendem Weltdenken verwertet werden: ein Versuch, welchem man nicht ohne weiteres Nachahmung wünschen kann, da nur typisch sich an den Widerständen der modernen Zeit erlebende Persönlichkeiten das innere Recht zu solchem Verfahren in sich tragen. Doch möchte man wohl zugeben, daß die Erlebnisstruktur Ewalds seine Kühnheit rechtfertigt. Die Lebensprobleme, die er auf seinem Wege fand, sind mehr oder weniger Lebensprobleme gehaltvoller Menschen unserer Tage überhaupt. Daher kann die Lektüre obiger Bücher allen Menschen empfohlen werden, die auf hochgebildetem Niveau mit den Fragen des Lebens ringend nach einer Wegweisung Ausschau halten. Ewald ist offenbar ein Vertreter derjenigen Form von „Philosophie des Lebens", die sich von scientifischer Einstellung im Interesse der drängendsten Probleme des Individuums denkbar befreit hat: was die Gefahr in sich schließt, daß „Lebensphilosophie" überhaupt in den Ruf bloßen Literatentums gelangen könnte. Auch eine solche Entwicklung der Philosophie wäre bedauerlich, würde sie doch einer konkreten, kritischen Tatsachenphilosophie entbehren, ohne welche Philosophie kaum Wissenschaft genannt werden könnte. Der Rezensent sieht diese Gefahr und stellt sie fest. Von solchem grundsätzlichen Bedenken abgesehen, steht er jedoch nicht an, die obengenannten Bücher Ewalds als wertvolle Förderungen auf dem Wege philosophischer Entwicklung zu bezeichnen, die den Suchenden, welche etwa die Arbeiten von Saitschick oder Keyserling oder Verweyen schätzen, vieles Eigene in ähnlichem Sinne zu geben haben.

Ernst Barthel (Köln).

Johannes Hessen, Die Kategorienlehre E. v. Hartmanns und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart, Leipzig, Felix Meiner 1924.

In diesem Bändchen wird versucht, die Kategorienlehre Hartmanns darzustellen und ihre Bedeutung für die gegenwärtige Philosophie aufzuzeigen. Im ersten Teil werden zunächst die erkenntnistheoretischen Grundlagen der ‚Kategorienlehre' an Hand der nicht gerade sehr tiefschürfenden Schriften Hartmanns: ‚Grundproblem der Erkenntnistheorie' — ‚Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus' angedeutet und danach wird der ‚Hauptinhalt' des umfangreichen Werkes auf nur 47 Seiten entwickelt. Daß dabei alle begrifflichen Feinheiten verloren gehen, ist erklärlich; und so vernehmen wir eine Weile das eintönige Geklapper der Kategorienmühle. Immer von neuem werden wir aus der ‚subjektiv idealen' in die ‚objektiv reale' und in die ‚metaphysische' Sphäre geworfen. Auch dieses wäre noch zu ertragen, wenn der Verfasser sich weniger ängstlich an die Ausdrucksweise Hartmanns gehalten hätte. So aber kann es nicht gerade als verständnisfördernd betrachtet werden, wenn der Verfasser Sätze wie den folgenden ohne weiteres übernimmt: „Aus der intersubstantiellen transeunten wird dann eine intrasubstantielle, metaphysisch immanente Kausalität, die nicht nur innerhalb desselben Subjekts und derselben Substanz, sondern auch innerhalb derselben Gesamtfunktion verbleibt und bloß als eine reelle explizite Beziehung der Glieder dieser Funktion untereinander erscheint." (57) Die Vorliebe des Verfassers für den Stil Hartmanns hat ihn selbst leider manchmal zu Entgleisungen geführt.

Im zweiten Teil wird der erkenntnistheoretische Standpunkt Hartmanns gewürdigt, wobei der Verfasser eine sehr weitgehende Zuneigung zu dem Hartmannschen ‚Realismus' bekundet. So heißt es S. 77: man werde zugeben müssen, daß es nur die immanente Logik der Prinzipien sei, die er entwickele, wenn er den konsequenten Idealismus in Traumidelalismus und Illusionismus übergehen lasse. Auch die Hartmannsche Widerlegung des Solipsismus, unter Zurückgreifen auf praktische Erwägungen, findet seine Billigung. Dagegen kann er sich der Begründung des kritischen Realismus nicht voll anschließen und verweist hier, ohne seine eigene Meinung zu verraten, auf Frischeisen-Köhler und Külpe. Danach folgt eine kurze Beurteilung der ‚Leitgedanken der Kategorienlehre' wobei besonders betont wird, daß die Kategorien nicht auf psychologisch-metaphysischen, sondern nur auf logischem Wege festgestellt werden können (105) — womit die Grundlage der Hartmannschen Kategorienlehre vollkommen zerstört ist; was mit dürren Worten dahin präzisiert wird, daß „sein Versuch, die Kategorien auf psychologisch-metaphysischem Wege aufzufinden, heute als ein überwundener Standpunkt erscheint." (106). Im dritten Abschnitt gibt der Verfasser endlich Einzelausführungen, und zwar über die Behandlung der Reflexionskategorien, (wobei der Psychologismus wieder sehr diktatorisch als ‚überwundener Standpunkt' bezeichnet wird) über Raum und Zeit, Kausalität, Finalität und Substantialität und über die metaphysische ‚Pointe', nämlich den Gottesbegriff Hartmanns, der unter Berufung auf Troeltsch energisch abgelehnt wird. Den Schluß des Ganzen bildet eine Apotheose des Hartmannschen Stiles.

Die vielen Hinweise auf die Gegenwartsphilosophie sind zwar durch das Thema gerechtfertigt, aber die Kürze des Buches bedingt es, daß wir dabei über eine bloße Sammlung aller möglichen ‚Stellungnahmen' nicht hinwegkommen. In den Literaturangaben fehlt die treffliche Schrift von Leop. Ziegler, Das Weltbild E. v. Hartmanns 1910.

Gerhard Lehmann.

Erich Adickes. Kant als Naturforscher, Band I 1914, Verlag de Gruyter & Co. 378 S.

An Untersuchungen über Kants Naturphilosophie fehlt es nicht, allein der Naturforscher Kant ist in seiner Verbundenheit mit den wissenschaftlichen Fragestellungen seiner Zeit noch nicht zum Gegenstande einer größeren Darstellung gemacht worden: wohl weil die Schwierigkeiten zu groß waren. Das Werk von Adickes verspricht diese Lücke auszufüllen, obgleich die Einteilung besser und die Lektüre übersichtlicher geworden wäre, wenn der Verfasser nicht die naturwissenschaftlichen Schriften Kants bei seiner Stoffanordnung zugrunde gelegt hätte. Denn so gelingt es ihm (wenigstens im 1. Bande) nicht, über einen Kommentar zu den drei wichtigsten Schriften: der Schrift über die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte, der monadologia physica und der Metaphysischen Anfangsgründe hinauszukommen, obwohl er bei Schritt und Tritt das Bedürfnis verspürt (dem dann auch eingeschobene Kapitel und Paragraphen abhelfen sollen) die Sache systematisch anzupacken.

Abgesehen von dieser allgemeinen Bemerkung ist gegen die Stoffbehandlung und Darstellung nicht das geringste einzuwenden, höchstens das eine, daß ein Übermaß von Genauigkeit und Scharfsinn der Lesbarkeit Abbruch tut. Doch versteht es der Verfasser mit pädagogischem Geschick, den Leser stets wieder auf einen Punkt zu führen, von dem sich das Ganze bequem übersehen läßt. Beziehungen zur Physik unserer Tage (Relativitätstheorie), Hinweise auf moderne Kantinterpretationen (Neukantianismus), auf die theoretische Philosophie Kants (Kategorien, Ding an sich, transzendentale Methode usw.), Auseinandersetzungen mit der vorhandenen Literatur wirken ungemein belebend. Auch stilistisch ist das Werk lebendig, klar und einfach.

Allein der Verfasser hat sich nicht nur die Aufgabe gestellt, die naturwissenschaftlichen Arbeiten Kants zu kommentieren und zu kritisieren, sondern er will mehr: er will zugleich einen Beitrag zur Beurteilung der Geistesart Kants liefern; er will zeigen, daß Kant zeitlebens in naturwissenschaftlichen Dingen ein bloßer Dilettant war (5), daß er nicht in eine Reihe zu stellen ist mit Männern wie Descartes und Leibniz (6), daß der Mangel in seiner Geistesart sich in dem Fehlen des „bei jedem wahren Naturwissenschaftler so stark ausgeprägten Bedürfnisses nach plastischer Vergegenwärtigung aller Vorgänge und nach Veranschaulichung durch Zeichnungen" ausdrückte (39), daß Kant zum Typus des abstrakten Denkers gehörte (42), daß seine gelegentlichen Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet genialen Intuitionen zuzuschreiben sind (48), daß er einer der „großen Frager" ist, der über eine außerordentliche Kombinationsgabe verfügt (53), daß er also zwar ein wissenschaftliches Genie ist, aber der Naturwissenschaft nur mittelbar Dienste geleistet hat.

Wir müssen zugeben, daß ihm der Nachweis für diese Behauptungen geglückt ist. Aber Naturwissenschaft ist nicht Naturphilosophie, und wenn

es (59) heißt: „Was der Naturwissenschaft nottut, das sind empirisch-induktiv gerichtete Männer von echt naturwissenschaftlichem Geisteshabitus, die, in den Methoden ihrer Disziplin, vor allem auch den experimentellen, geübt und an Detailarbeit gewöhnt, doch nicht in ihr aufgehen, sondern stets auf das Ganze blicken, einen starken Drang zur Synthesis und Synopsis in sich tragen und zugleich jene Gabe der Intuition und Divination besitzen, die das Kennzeichen des wissenschaftlichen Genies ist", so bleibt es zu bezweifeln, ob ein also ausgestattetes wissenschaftliches Genie philosophisch und daher auch naturphilosophisch fruchtbar ist. Gerade der ‚Fall Schelling', über den der Verfasser mit abfälliger Geste hinweggeht, hätte ihn eines andern belehren können, wenn er in diesem Punkte überhaupt belehrbar ist. denn seine eigene Geistesrichtung, die er in dem Werke genügsam zum Ausdruck bringt, scheint ihm nicht gerade zu philosophisch-metaphysischen Fragestellungen (und alle echte Naturphilosophie ist Metaphysik) zu prädisponieren.

Das Werk von Adickes über Kant (und nicht nur dieses, sondern auch die beiden älteren Werke über das ‚opus postumum' und über ‚Kant und die Dinge an sich') stellt zweifellos einen Markstein in der Geschichte der Kantischen Philosophie dar. Hatte der Neukantianismus, vor allem in der Person seines glänzendsten Vertreters Cohen, das unbestreitbare Verdienst, Kant philosophisch zu interpretieren, so wird nunmehr dies alles ein Ende haben. Kant ist dem gesunden Menschenverstande verfallen. Und das ist sein Tod. Denn ein Philosoph lebt nur solange, wie er neue Philosophien gebärt. Die Philosophie hat fortan nur zwei Möglichkeiten: entweder geht sie über die Werke von Adickes zur Tagesordnung und knüpft unentwegt an den ‚echten Kant' an, oder sie verläßt die Tradition und geht ihre eigenen Wege.

Gerhard Lehmann.

Marx — Kant — Kirche. Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum 1924. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart. 1925. 124 S.

„Die Freunde der Christlichen Welt" und der „Bund für Gegenwartchristentum" haben sich in Frankfurt a. M. zusammengefunden und drei Vorträgen von Marx, Knittermeyer und Luther (Charlottenburg) gelauscht. An diesen schloß sich eine lebhafte, interessante Diskussion, an der sich u. a. Barth, Schlemmer, Bornhausen beteiligten. Heinz Marx enthüllt die Tragik im volkstümlichen Marxismus, der seine religiös-revolutionären Illusionen verloren hat und den Weg in das neue Land der Synthese von ethischem Sozialismus und Religion nocht nicht gefunden hat. Nur ein einziger Satz soll hier aus seinem tiefschürfenden Referat herausgehoben werden, weil er des Nachdenkens besonders bedürftig erscheint: „Jugendbewegung steht unter dem Bewußtsein des tragischen Gegensatzes von Gemeinschaft und Gesellschaft" (S. 25). Von Knittermeyers Leitsätzen ist der vierte am interessantesten, in dem es heißt: „Der Rückgang auf Luther und der damit erneuerte radikale Anspruch der Religion schließt nicht aus, sondern fordert den ebenso radikal zu unternehmenden Rückgang auf Kant". Pfarrer Paul Luther stellt ein Idealbild der Kirche auf und vergleicht es mit der (nach meinem Ermessen) viel zu

günstig gesehenen Wirklichkeit. — Alles in allem bieten die Vorträge manche bedeutsame Anregung, doch vermag keiner von ihnen restlos zu befriedigen.

Buchenau.

Birger Mörner. Tinara. Die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits. Übersetzung aus dem Schwedischen. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Hambruch. 195 Seiten. Jena 1924, Verlag Eugen Diederichs.

Als der schwedische Reisende Graf Mörner auf der kleinen Koralleninsel Wuwulu weilte, erzählten ihm die Eingeborenen von dem wilden „Tinara", dem Glückslande auf der entgegengesetzten Seite der Insel. Da begann das Interesse bei dem Reisenden wach zu werden, und er suchte auch bei anderen Naturvölkern herauszubekommen, wie sie sich das Leben nach dem Tode vorstellten. Diese Forschungen auf Tabar, Neu-Irland, Neu-Seeland ergänzte er durch eingehende Studien der weitverstreuten Literatur über die Südseevölker. Das Ergebnis liegt nun in diesem schmalen Bändchen vor, das uns tief in die Kenntnis dieser Völker, ihrer Phantasie, ihrer geistigen Begabung und der Umwelt, in der sie leben, einführt. Deutlich tritt dabei der Zusammenhang zwischen der Natur, den Verhältnissen, in denen ein Volk lebt, und seiner Vorstellung von einem Leben nach dem Tode hervor; sein Erdenleben spiegelt sich auch im Himmel und in der Hölle des Naturvolkes wider. Die deutsche Übersetzung hat Dr. Paul Hambruch vom Museum für Völkerkunde in Hamburg besorgt, manches hat er eingefügt, um auch die deutschen Vorstellungen zu berücksichtigen, leider ohne es besonders zu kennzeichnen. Anmerkungen, Zusätze und Literaturangaben regen zu weiteren Studien und Vergleichen mit dem noch heute stark verbreiteten Volksaberglauben an. Wer sich in stillen Stunden mit der uralten Frage der Menschheit nach dem Jenseits beschäftigen will, wird in Mörners Buch manche Anregung finden.

Heinz.

Pädagogik

Paul Natorp. Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Vierte Auflage (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 250). Leipzig. B. G. Teubner. 1924. 127 S.

Von den kurzen Darstellungen der Lehre Pestalozzis ist dies zweifellos die beste. Der 1924 in Marburg verstorbene Ordinarius der Philosophie und der Pädagogik Professor Paul Natorp ist durch jahrelange Studien in Sinn und Geist der Pestalozzischen Lehre tief eingedrungen, den er als Fortsetzer und in gewisser Beziehung als Vollender der Ideen des Comenius und von J. J. Rousseau betrachtet. Natorp schildert zunächst Pestalozzis Lebensgang und gibt eine Entwicklungsgeschichte seiner Ideen, und stellt dann in gedrängter Form (auf 3 Bogen) seine Prinzipien dar, scharf systematisch gliedernd, ohne doch der Sache Gewalt anzutun (1. Spontaneität, 2. Methode, 3. Anschauung, 4. Gleichgewicht der Kräfte, 5. Gemeinschaft). Aus diesem Teil kann insbesondere der Lehrer der Volksschule für den Aufbau seines Unterrichts ungemein viel lernen, da hier an Schätzen der Weisheit noch fast alles ungehoben daliegt.

Es wird dann Pestalozzis Pädagogik in ihrer Durchführung aufgezeigt (A. sittliche Bildung, B. Verstandesbildung, C. Kunstbildung). Pestalozzis Grund-

anschauung läßt sich vielleicht am besten wiedergeben mit dem Kernsatze aus den „Nachforschungen“ (bei Natorp zitiert S. 72): „Soviel sah ich bald, die Umstände machen den Menschen; aber ich sah ebenso bald: der Mensch macht die Umstände. Er hat eine Kraft in sich, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. So wie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken.“ — Natorps Buch kann auch in dieser vierten, nur wenig veränderten Auflage durchaus empfohlen werden. Leider fehlt ein Sachregister, und das vorne gegebene Verzeichnis „empfehlenswerter Schriften“ zur Pestalozzi-Literatur ist ziemlich unvollständig. Buchenau.

Heinrich Pestalozzi. Mutter und Kind. Ueber die Erziehung kleiner Kinder. (Bücher zum Schweizerischen Erziehungswesen, herausgegeben von W. Schohaus.) Mit 4 Abbildungen. Grethlein & Co. Zürich und Leipzig. 147 S.

Der mehr als 70jährige Pestalozzi hat in einer Reihe von Briefen an den an seinem Institute tätigen Engländer J. P. Greaves diesem seine Ideen über die Erziehung des Kleinkindes auseinandergesetzt, welche Schrift in ihrem deutschen Original verloren sein dürfte, während sich die von einem der Pestalozzischen Lehrer angefertigte englische Uebertragung erhalten hat und auch mehrfach (zuletzt in Syracuse U. S.) aufgelegt worden ist. Diese wertvollen „Briefe“, die vielmehr ein systematisches Ganzes bilden, sind von den Biographen Pestalozzis gebührend berücksichtigt worden, aber freilich in der Lehrerschaft fast unbekannt geblieben. Sie werden hier von Schohaus in deutscher Sprache neu herausgegeben in einer von Fräulein Heidi Lohner verfertigten Rückübersetzung, die sich glatt liest, aber der eigentümlichen Sprachmelodie Pestalozzis nicht gerecht wird. Das ist kein Vorwurf, denn eine solche Rückübersetzung ist etwas außerordentlich Schwieriges und kaum allseitig befriedigend zu leisten. Immerhin haben wir auf diese Weise den vollständigen Text, der indes besser — unter Verzicht auf die Abbildungen! — links englisch und rechts deutsch gegeben worden wäre, da dann ein jeder selbst hätte nachprüfen können. Wenn der Herausgeber behauptet, daß dieses Werk „unbegreiflicherweise beinahe völlig unbekannt geblieben“ sei, so ist das übertrieben, auch ist der farblose Titel: „Mutter und Kind“ der Verbreitung kaum günstig, zumal nicht einmal aus dem Untertitel zu ersehen ist, daß hier die „Briefe an Greaves“ vorliegen. Dieser Untertitel lautet im Buche selbst: „Eine Abhandlung in Briefen (!) über die Erziehung kleiner Kinder,“ auf dem Umschlag nur: „Über die Erziehung kleiner Kinder“. Diese Methode einer Ausgabe ist vom philologischen Standpunkte aus nicht zu billigen; denn sie ist von einer Irreführung nicht weit entfernt, wie denn auch die „Einleitung“ zu manchen Bedenken Anlaß gibt, in der u. a. der Pädagoge Häberlin gefeiert wird, statt einer gründlichen kritischen Analyse des Inhalts und der Bedeutung der Schrift. Die Ausgabe ist vortrefflich ausgestattet und als Erweiterung der Pestalozzi-Literatur zu begrüßen, doch könnte sie ihren eigentlichen Wert erst entfalten, wenn die oben gerügten Mängel beseitigt würden. Buchenau.

Geschichte und Altertumskunde

Eduard Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums. 3. Band: Die Apostelgeschichte und die Anfänge des Christentums. 10, 660 Seiten. Verlag I. G. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1923.

In überraschend kurzer Zeit ist der 3. und letzte Band dieses umfangreichen und tiefgründigen Werkes erschienen. Auch in diesem Bande stellt er die Geschichte der Apostel und die Anfänge des Christentums nicht isoliert dar, sondern als einen Teil der Geschichte des Altertums. Als Historiker geht er kritisch an die Bücher des Neuen Testamentes, wertet sie als historische Quellen und entwickelt aus den für echt und geschichtlich zuverlässig erkannten Teilen ein Bild der Anfänge des Christentums. So entsteht ein historisches Werk, das in wesentlichen Punkten mit dem Bild der Kirchenhistoriker übereinstimmt. Auf das Werk von Arthur Drews, der die Entstehung des Christentums aus einem vorchristlichen, jüdischen Gnostizismus erklärt, geht er nicht ein, und zwar mit Recht, da eine Diskussionsbasis fehlt. Treffend ist das Urteil des Berliner Universitätsprofessors Hugo Greßmann über Eduard Meyer, das er zum 70. Geburtstage des Forschers (25. I. 1925) schrieb: „Was ihn auszeichnet, ist eine scharfsinnige, unerbittliche Kritik gegenüber der Überlieferung, ein kühler, sachlich nüchterner Sinn für Möglichkeiten, ein klares Auge, das hinter dem Schein das Sein, hinter der Entwicklung die treibenden Kräfte treffsicher erkennt, und ein offener Blick für den Adel der großen Persönlichkeit und die sittliche Macht des Guten." Meyers Werk muß in der Hand jedes Historikers und Religionslehrers sein, denn es ist nicht nur das letzte, sondern auch das grundlegende, in vielen Fragen endgültige Gesamtwerk der Religionsgeschichte von 200 vor bis 100 n. Chr. Heinz.

Ein Jahrtausend deutscher Kultur. Quellen von 800—1800. Herausgegeben von H. Reichmann, I. Schneider, Dr. W. Hoffstaetter. Bd. 2: Die innere Stellung zur Kultur. 8, 296 Seiten. Bd. 3: Vom Gottsuchen des deutschen Menschen. 8, 310 S. Verlag Julius Klinkhardt, Leipzig. 1924.

Den ersten Band dieses Werkes konnten wir schon 1921 jedem Geschichtsfreund empfehlen, „da er eine Fülle von Belehrung gerade über diejenigen Dinge enthält, die in den üblichen Geschichtsbüchern kaum erwähnt werden und die doch erst die Vergangenheit lebensvoll machen". Dieses Urteil gilt auch für die beiden vorliegenden Bände, die kurz hintereinander im Jahre 1924 erschienen sind. Zeigte der 1. Band die äußeren Lebensformen, wie sie waren, so zeigt der 2. Band, wie unsere Vorfahren sich innerlich zu den Formen des Lebens stellten und sie werteten. An vielen Beispielen wird die Wertung der Familie gezeigt, die Stellung zur Ehe, der Eheleute untereinander, der Eltern und Kinder. Die anderen Hauptteile behandeln die Stände untereinander, den Wandel in der Rechtsanschauung, die Sprache, das deutsche Schrifttum, die Stellung zur Kunst, die Wertung der Geistesbildung, Sitte und Brauch. Immer deutlicher wird im Laufe der tausend Jahre, daß unsere Vorfahren immer mehr in die Tiefe der Probleme drangen. Ein Problem aber haben die Herausgeber aus Raumnot nicht behandelt: Die Stellung unserer Väter zu Volk, Vaterland und Staat. Hoffen wir, daß bei einer Neuauflage diese Lücke ausgefüllt wird, vielleicht in einem

besonderen Ergänzungsbande. Der 3. Band führt uns unter der Überschrift „Vom Gottsuchen des deutschen Menschen" in die letzten Fragen des Lebens ein, in das Ringen der Deutschen mit den Fragen der religiösen Weltanschauung. An vielen Selbstzeugnissen wird nachgewiesen, wie sich das religiöse Fühlen und Erkennen in unserem Volke entwickelt hat. Die einzelnen Abschnitte enthalten Stimmen deutscher Frömmigkeit, aus dem 8.—13. Jahrhundert, deutsche Mystiker, Luthers Wirkung auf die deutsche Menschheit, Freunde eines gottseligen Lebens (Pietismus und Herrnhut), die Religion der Vernunft, die Erneuerung religiösen Lebens im deutschen Idealismus, Volksglaube und -brauch, religiöse Massensuggestionen. Gerade die beiden letzten Kapitel hätten noch eine Erweiterung verdient, da ihre Bedeutung nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart von Wert und Interesse ist. Überblicken wir diese drei Bände, so bieten sie uns ein Gesamtbild der deutschen Kultur, wie wir es bisher noch nicht besessen haben. Man kann es nur Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit an die Seite stellen, so verschieden im übrigen auch beide Werke sind. Beide führen tief hinein in die Geschichte unseres Volkes, zeigen das Wesen und Werden, das Ringen des deutschen Volkes um seine Kultur. Darum gehört dieses Werk nicht nur in die Hand jedes Lehrers, sondern auch in die Hand unserer heranwachsenden Jugend. Zum Schluß noch zwei Anregungen: Für eine Neuausgabe wird es sich empfehlen, die Quellenstellen genauer anzugeben, um ein eigenes Weiterforschen zu ermöglichen. Ferner fehlt uns für die deutsche Kulturgeschichte ein großangelegtes Bilderwerk. Die vorhandenen Werke von Luckenbach, Herre, Könnecke u. a. genügen nicht. Ein Ergänzungsband mit kulturgeschichtlichen Bildern würde eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen. Heinz.

Julius R. Haarhaus. Rom. Wanderungen durch die Ewige Stadt und ihre Umgebung. Mit 480 Abbildungen. E. A. Seemann, Leipzig 1925. 598 S. Es gibt nicht viel wirklich gute neuere Literatur über Italien und Rom im besonderen, und doch hat der Romkenner und Romfahrer das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden und nicht gar zu trocken bädekermäßigen Darstellung. Eine solche bietet nun Haarhaus in dem prächtig ausgestatteten Buche des Seemannschen Verlages, das dieser zu dem erstaunlich billigen Preise von M. 20.— gebunden, herausbringt. Die Abbildungen sind — um das gleich vorweg zu sagen — ausgezeichnet, doch fehlen Spezialkarten von der Campagna und einzelnen besonders wichtigen Stadtteilen. Diesem Mangel sollte bei einer Neuauflage abgeholfen werden. Wir machen mit dem Verfasser eine Reihe von Spaziergänge durch die Stadt und vor die Tore, dann auch in die Umgebung, und werden dabei zwanglos über alles wissenswerte Geschichtliche, Geographische und Künstlerische belehrt. Aus jeder Zeile spricht bei Haarhaus die Liebe zu der Ewigen Stadt, die ihn indes nie zur kritiklosen Bewunderung verführt. Ein freier und feiner Geist führt hier die Feder, der mit einer edlen Resignation sich zufriedengibt. Die Berührungen der Völker, so bemerkt er mit Recht, bringen einen Austausch von Ideen und Kulturgütern mit sich, der die vorhandenen Gegensätze allmählich mildern und schließlich zu einem gegenseitigen Verstehen, zu einer echten Geisteskultur übernationaler Art, führen müßte, wenn nicht Egoismus, Ehrgeiz und

die nationalen Leidenschaften den Fortschritt einer nach philosophischer Auffassung allein sinnvollen geschichtlichen Entwicklung immer wieder hemmen würden. — Das Buch von Haarhaus kann als erste Einführung (aber auch dem Kenner!) durchaus empfohlen werden! Buchenau.

Theodor Birt. Von Homer bis Sokrates. Ein Buch über die alten Griechen. 2. vermehrte Auflage. Leipzig. Quelle & Meyer. 469 S. 1923.
Theodor Birt. Alexander der Große und das Weltgriechentum. 497 S. 1924.

Birts Bücher über die antike Welt sind zwar schon recht verbreitet, doch verdienten sie es, noch in weitere Kreise einzudringen; denn er hat die seltene Gabe, auf streng wissenschaftlicher Grundlage anziehend zu plaudern und Anregungen geschichtlicher und kulturhistorischer Art in größter Fülle auszustreuen. Das erste der genannten Bücher erzählt uns von den Göttern Homers und den Zeitgenossen des Dichters, von Staatenbildung und geistigem Leben, von den Perserkriegen, von Delphi, Olympia und der tragischen Bühne, wobei man es bei jeder Zeile herausfühlt, daß der Verfasser diese heiligen Stätten alle selbst mit liebendem Auge durchforscht hat, von Perikles, dem peloponnesischen Kriege, von den großen Dichtern (Euripides, Aristophanes) und schließlich von Sokrates; das zweite von Makedonien und König Philipp, Alexanders Jugend und den Perserzügen, von seiner Neugestaltung der Welt, seinem Nachleben und dem Geiste und der Kunst des Hellenismus. Birts Bücher haben sich auch im Prima-Unterricht bewährt und sind zur ersten Einführung in die Kultur Griechenlands vorzüglich geeignet.

Buchenau.

Völkerkunde

Hans und Margarete Driesch, Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. Mit 61 bunten und einfarbigen Abbildungen, einem Plan und einer Karte. Leipzig 1925. Verlag von F. A. Brockhaus. 314 Seiten.

Die ostasiatische Völkerwelt ist in Deutschland einerseits noch immer viel zu wenig bekannt und wird andererseits von sehr vielen fraglos noch immer unterschätzt oder wohl gar unter dem üblen Schlagwort von der „gelben Gefahr" als feindlich beargwöhnt und innerlich abgelehnt. Dabei wächst ihre Bedeutung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und wir schalten uns selbst aus den großen Begebenheiten des riesigen und zukunftsreichen fernen Ostens aus, wenn wir zu dieser Welt kein positives und freundliches Verhältnis finden. Darum ist es zu begrüßen, daß die Zahl der Bücher sich mehrt, die Kenntnis Ostasiens in weitesten deutschen Kreisen zu verbreiten geeignet sind. Das Reisebuch des Ehepaars Driesch ist ein Werk, das fein ausgestattet und flott geschrieben, im großen und ganzen vor allem in das heutige Leben des jungen Chinas eine gute Einführung gibt. Professor Driesch war Gastprofessor in China und hat mit seiner Gattin, die draußen auch mancherlei Vorträge gehalten hat, über Suez ausreisend, auch Japan und Amerika besucht. Die Reise dauerte vom September 1922 bis zum Oktober 1923. Es ist berechtigt und verständlich, daß das Verfasser-Ehepaar all dem Guten, das beide in China, Japan und Amerika erfahren haben, dankbaren Ausdruck verleiht. Aber wenn man sich selbst sehr lange schon eingehend mit der ostasiatischen Kultur

und Völkerwelt beschäftigt hat, merkt man dem Buch natürlich doch an, daß beiden Verfassern die alte ostasiatische Kultur doch nicht vertraut genug ist, um sie wirklich so gründlich und tief durchschauen zu können, wie es nötig ist, um die heutigen Probleme Ostasiens in ihren weittragenden Konsequenzen voll würdigen zu können. Die Ostasiaten selbst sehen heute noch vielfach gar nicht, daß der Umgestaltungsprozeß ihres Lebens nicht Halt machen wird und kann vor den letzten Fundamenten ihrer alten Kultur. Wollen sie unsere Zivilisation haben, so müssen sie auch unsere Geisteskultur nehmen. Diese aber ist der altostasiatischen so sehr in ihrem Wesen entgegengesetzt, daß eine Umwertung aller Werte, selbst der religiösen, bei ihnen eintreten wird, sie mögen sich gegen diese Folgen noch so sehr wehren. Das ist ein zwangsläufiger Vorgang. Die Regierungskreise Japans sehen das heute und suchen mancherlei Ausgleichswege. Das Ehepaar Driesch wird dieser Lage nicht ganz gerecht. Der Schreiber dieser Zeilen braucht sich nicht zu verteidigen gegen den Vorwurf, er unterschätze die alte Kultur des fernen Ostens. Aber man sollte sie auch nicht so überschätzen, wie es vom Ehepaar Driesch geschieht. Wie das geschieht, mögen einige Sätze aus dem Buche belegen. Es heißt darin: „Die Durchdringung des ganzen Lebens mit Moral ist aber in China größer als bei uns. Hier müssen wir lernen, nachdem wir verstanden haben“ (S. 305). „Die konfuzianische, taoistische und buddhistische Ethik ist der christlichen durchaus gleichwertig, und die buddhistische und taoistische Metaphysik steht der christlichen nicht nach“ (S. 191). „Hoch steht fürwahr die allgemeine Moral des chinesischen Volkes höher als die der unruhigen und streitsüchtigen Völker Europas . . . Friede brauchen wir und innere Sammlung. Das heißt in kurzen Worten: Wir brauchen Buddhismus“ (S. 168). Wenn der Buddhismus bei uns herrschend würde, so wäre es mit unserer Kultur vorbei. Denn er beruht auf einem pessimistischen, Welt und Leben absolut negierenden Pantheismus. Der christliche, jüdische und islamische Monotheismus ist die Antriebskraft für unsere westliche Kultur, die Kräfte entwickelt hat in der Beherrschung und Erforschung dieser Welt und für die Hebung dieses irdischen Lebens wie noch nie eine Kulturform der Geschichte. Das ist kein Zufall, sondern eine direkte Wirkung der christlichen Metaphysik und der christlichen Ethik. Ganz abgesehen davon, daß die müde metaphysische Verzichtstimmung des ostasiatischen Pantheismus niemals die frohe, zuversichtliche Kraft entwickeln kann wie unsere Welt, ist auch die westlich-christliche Ethik der östlichen in jeder Hinsicht überlegen, auch der konfuzianischen. Es finden sich auf der ganzen Erde die gleichen, sittlichen Forderungen. Aber die Motive und Ziele der verschiedenen Religionen geben auch ihrer Ethik sehr verschiedenen Wert. Die buddhistische ist viel zu weltabgewandt und die konfuzianische zu wenig religiös fundamentiert und viel zu starr retrospektiv, um der christlichen ebenbürtig zu sein. Alle Formen der östlichen Ethik negieren und binden auch die menschliche Einzelpersönlichkeit viel zu sehr, um die Leistungen hervorbringen zu können, die in fast unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten der Westen leisten kann. Gewiß, wir haben auch Schwächen, wo viel Licht ist, ist viel Schatten. Auch stehen wir sicher erst am Anfang unserer Entwicklung. Das alles ändert an obigen Urteilen nichts. Das Moralische in China ist „Gesicht“, Fassade, die Wirklichkeit Europas braucht

in moralischer Hinsicht den Vergleich mit Ostasien nicht zu scheuen, im Gegenteil. Sehr bedauerlich ist der den Deutschen in Ostasien gemachte Vorwurf, sie stünden überwiegend den Vertretern der anderen westlichen Länder noch immer ganz unversöhnlich gegenüber. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Die andern aber schließen die Deutschen noch aus ihren Klubs aus und hetzen in Presse und Kino noch heute gegen Deutschland. Wo liegt da die Schuld? Trotz dieser Ausstellungen ist das Buch im Großen sehr wertvoll und anregend, wenn es eben auch durchaus nicht in allem „ein richtiges Bild“ der Verhältnisse Ostasiens gibt, wie die Verfasser in Anspruch nehmen. Auch Amerika wird reichlich stark idealisiert.

Witte.

Colin Roß. Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik. Mit 97 Abbildungen und 7 Kartenskizzen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1925. 333 S.
Der Schwerpunkt der Politik und der Weltwirtschaft verschiebt sich vom Atlantischen zum Stillen Ozean, das ist die These von Colin Roß, aber ganz unabhängig von ihr kann man das hier vorliegende Buch als glänzende Reiseschilderung impressionistischer Art würdigen. Journalistisch recht geschickt, die Probleme überall streifend, reist der Verfasser durch die Länder und bringt feine, wertvolle Einzelbeobachtungen (z. B. über Kalifornien) mit nach Hause. Es bleibt indes nicht bei den Reiseeindrücken, sondern Roß zieht auch die soziologischen Konsequenzen, und gerade in diesen nachdenklichen Betrachtungen dürfte der Hauptwert des durchweg interessanten Buches liegen.

Buchenau.

Literatur

Châteaubriand. Romantische Erzählungen. Rikola-Verlag, Wien-Leipzig-München 1924.
Das Wunderbrünndl:
Das Buch von der Kindheit Jesu. (Erzählt von Max Mell.)
Franz Stelzhamer: Der Waldwurm. Wien, Rikola-Verlag (o. J.). Gbd. je M. 1.30.
Nils Frederik Cronstedt: Gripp, Abenteuer eines Hundes in Afrika. Berlin, Aug. Scherl G. m. b. H. Gbd. M. 4.50 (o. J.).
Hermann Löns: Mein niedersächsisches Skizzenbuch. Aus dem Nachlaß von Wilhelm Deimann. Hannover 1924, Adolf Sponholtz. Gbd. M. 6.—
Hermann Löns: Für Sippe und Sitte. Aus dem Nachlaß von Wilhelm Deimann. Hannover 1924, Adolf Sponholtz. Gbd. M. 4.50.
Die drei in diesem Bande vereinigten Erzählungen — „René“, „Atala“ und „Der Letzte der Abencerragen“ — atmen die wehe Sehnsucht des Romantikers, von allen Wirren des Daseins unter Gottes freiem Himmel, in seinen Wäldern, an seinen Strömen zu genesen. Doch Resignation ist das Höchste, was Chateaubriand (der René der beiden ersten Erzählungen) allenfalls zu erringen vermag; denn ewige ungestillte Sehnsucht ist das eigentliche Element dieses selbstquälerischen, sturmversehrten Franzosen, der sein wundes Herz in die Urwälder Kanadas trägt, den schwermütigen Erzählungen des greisen Indianerhäuptlings Chactas lauscht und mit dem „Letzten der Abencerragen“ um die verlorene Heimat, das maurische Granada, trauert.

Die beiden ersten der von Stefan Zweig feinsinnig eingeleiteten Erzählungen sind erfüllt vom Hauche des Urwalds, des mächtigen Mississippistroms; in der letzten breitet sich auch über die wundervolle Ebene von Granada leise Melancholie . . „Der bezaubernd schöne Himmel, die reine, milde Luft erwecken in der Seele ein geheimnisvolles Sehnen . . .“

Die „Romantischen Erzählungen“ gehören zu der Reihe „Romantik der Weltliteratur“, der der Rikola-Verlag eine „Das Wunderbrünndl“ benannte Sammlung schmucker, kleiner Bändchen an die Seite stellt, von denen zwei zur Besprechung vorliegen.

In schlichter, geschmackvoller Weise erzählt „Das Buch von der Kindheit Jesu“ die altbekannten Geschichten und Legenden von der Flucht nach Ägypten, von der Spinne, deren silbernes Netz die heilige Familie vor den Henkersknechten des Herodes schützt, von der Palme, die sich vor dem Jesuskinde zur Erde neigt.

Mit entzückendem Humor, doch ohne jede Ironie, berichtet der (vor etwa 50 Jahren verstorbene) österreichische Dialektdichter Franz Stelzhamer im „Waldwurm“ von einem außerordentlichen Ereignis, nämlich dem Fang eines ‚Waldwurms‘ — das heißt eines harmlosen Eidechschens — durch ein beherztes Weib, das mit anderen Frauen und Kindern, darunter ihr eigener Bube, auf die Blaubeerensuche in den Wald gegangen ist. Launig schließt der Erzähler: „Das Weiblein war meine Mutter.“ — Beide Bücher sind mit reizvollen Holzschnitten geschmückt.

Stempelte im „Waldwurm“ törichter Aberglaube ein friedliches Tierchen zum furchterregenden Ungeheuer, so weiß der Schwede Nils Frederik Cronstedt in seiner Hundegeschichte „Gripp“ von einem, wenigstens zu Beginn seiner mannigfachen Taten und Abenteuer, wahrhaft fürchterlichen Untier fesselnd zu erzählen. Erst unter des Verfassers strenger Zucht wird der englische Bullterrier zum treusten und brauchbarsten Gefährten seines Herrn. Das Buch ist gut geschrieben und geschickt illustriert.

Von Hermann Löns' Liebe zur Natur sprechen heißt Eulen nach Athen tragen. Wohl aber haben die von Wilhelm Deimann aus dem Nachlaß herausgegebenen Bände „Mein niedersächsisches Skizzenbuch“ und „Für Sippe und Sitte“ ganz besonders dem etwas zu sagen, der geneigt ist, in Löns einen fanatischen Naturschwärmer, einen wirklichkeitsfremden Romantiker zu sehen.

Der Herausgeber legt den beiden Bänden teils hinterlassene Manuskripte, teils als Flugschriften, Zeitungsbeiträge usw. bereits veröffentlichte kleinere Lönssche Arbeiten zugrunde; er schließt jedoch alles nur Ephemere oder nicht genügend Abgerundete von der Aufnahme aus und erweist damit dem Andenken des Toten entschieden den besten Dienst.

Das Bändchen „Für Sippe und Sitte“ enthält Löns' Schriften zum Natur- und Heimatschutz. Mit der ihm eigenen temperamentvollen Frische stemmt sich der Dichter gegen die öde Amerikanisierung Deutschlands, die alle landschaftlichen Unterschiede — der Flora, der Fauna, der Sitten und Trachten — selbstherrlich ignoriert und nur ein Ziel kennt: den unumschränkten Sieg der Industrie. Aber Löns' Liebe zur Scholle, vor allem zu seiner niedersächsischen Heimat, ist frei von Sentimentalität und reaktionärer Verbissenheit: er weiß sehr wohl die Forderung des Tages und pietätloses Daraufloswüsten

zu unterscheiden. — Das „Niedersächsische Skizzenbuch" plaudert reizvoll von Wanderungen zu allen Tageszeiten, von ernster Zwiesprache mit Land und Volk, mit alten Giebeln und krummen Gassen und birgt manche Probe Lönsschen Humors. Der ergötzliche Hymnus auf „Duodez" beginnt: „Wenn man von Köln nach Berlin fährt, dann erblickt man kurz hinter Minden plötzlich blau, weiß und rot gestrichene Grenzpfähle, und wenn man seine Reisegefährten fragt: „Was ist denn das?", so erhält man die Antwort: „Och, das war eben Schaumburg-Lippe!" Dr. Hilde Wahn.

Franz Schultz, Klopstock. Seine Sendung in der deutschen Geistesgeschichte. (Rede, gehalten bei der 200. Wiederkehr von Klopstocks Geburtstag in der Aula der Universität Frankfurt a. M.) Frankfurt a. M., 1924, Englert & Schlosser. 16 S. M. 0.50.

Auf knappstem Raum gelingt es dem Verfasser eindrücklich zu sagen, mit welcher inneren Berechtigung man 1924 Klopstock eine Gedenkfeier widmete. Die „offizielle und sozusagen vorgeschriebene Ehrfurcht aus der Entfernung" wird als innerlich unwahr abgelehnt und freimütig zugestanden, daß die Klopstocksche Gedanken- und Gefühlswelt uns Heutigen nur auf manchem Umwege noch zugänglich ist. Dagegen erinnert Schultz daran, daß uns der Dichter „heute als ein nach seinen Ursachen und seinen Wirkungen notwendiger und unentbehrlicher Bestandteil einer deutschen Geistigkeit erscheint, die die Grundlage der überalltäglichen Existenz eines jeden von uns ausmacht".

Vor allem fordert der Verfasser eine gewisse Erweiterung und Vertiefung des etwas stilisierten Klopstockbildes aus „Dichtung und Wahrheit", das die meisten von uns wohl in der Tat stärker, als wir selbst wissen, beherrscht. Machen wir uns davon frei, in Klopstock den schlechthin eindeutigen, unproblematischen Messias-Sänger zu sehen, so bleibt — wie der Verfasser knapp und eindrucksvoll darlegt — das Bild eines Dichters, der stolz darauf war, sich selbst darzustellen, sich persönlichst mit den höchsten Fragen auseinanderzusetzen, und zwar in einer Sprache, die er der Größe seines Gegenstandes in unerhört kühner Weise anzupassen wußte.

Das Gefühl für persönliche Würde und für die unantastbare Heiligkeit des Dichterberufs, das bei Klopstock erstmalig und sofort in stärkster Ausprägung in Erscheinung tritt, mag, wie Schultz zum Schluß seiner Darstellung hervorhebt, uns Heutigen in gewissem Sinne den Zugang zu seiner Dichtung noch erschweren; andererseits aber lassen sich hier Fäden aufzeigen, die von Klopstocks bewußtem Geistesaristokratismus hinüberleiten zu Stefan George und seinem Kreise.

Die kleine Schrift sei allen denen warm empfohlen, die Verlangen tragen, Klopstock in sich lebendiger werden zu lassen! Dr. H. Wahn.

Friedrich Hebbels gesammelte Werke in 5 Bänden (Klassiker der Deutschen Bibliothek). Berlin o. J.

Unter den Nach-Goetheschen Klassikern verdient kein anderer so tief in die breite Masse der Gebildeten und Vorwärtsstrebenden einzudringen, wie Friedrich Hebbel, dessen Prosa und dessen Dramen bei uns viel zu wenig gewertet und gewürdigt werden. Insbesondere sollte man seine „Tagebücher"

genau studieren, denn sie enthalten einen reichhaltigen Schatz an Lebensweisheit, mit dem sich nur Goethes Gespräche und Tagebücher vergleichen lassen. Es ist daher sehr schwer, aus Hebbels Briefen und Tagebüchern eine geschickte Auswahl zu treffen, die des subjektiven Charakters nie entbehren wird. In der von Heinz Amelung veranstalteten Ausgabe der gesammelten Werke von Hebbel nehmen die Briefe und Tagebücher den fünften Band ein (246 S.). Das Ausgewählte ist durchweg wertvoll, trotzdem wird der Kenner manches vermissen, so daß bei einer Neu-Auflage statt des einen doch mindestens zwei Bände gebracht werden sollten. Wenn die „Deutsche Bibliothek" Oskar Wilde sieben Bände zur Verfügung stellen kann, so wird ja wohl der gleiche Umfang auch für den großen deutschen Dichter zu erreichen sein! — Der erste Band enthält eine kurze Einleitung Amelungs mit Hebbels wunderbaren Aufzeichnungen über seine Kindheit und ferner die „Nibelungen". Band II bringt die Dramen von Judith bis zum Gyges, Band III die Gedichte sowie „Mutter und Kind", Band IV die erzählenden und die kritischen Schriften. Die Ausstattung der Ausgabe ist zu loben, die Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen sind zwar sehr knapp gehalten, aber im ganzen durchaus zweckentsprechend. Buchenau.

Aus befreundeten Gesellschaften

Gesellschaft für antike Kultur. Vor kurzem ist in Weimar eine neue Gesellschaft, die „Gesellschaft für antike Kultur" begründet worden; sie hat ihren Sitz in Berlin und sieht ihre Aufgabe darin, „die wissenschaftliche Erkenntnis der antiken Kultur für das Geistesleben der Gegenwart fruchtbar zu machen". Der Erfüllung dieser Aufgabe sollen u. a. Vorträge und eine Zeitschrift dienen; das erste Heft erscheint demnächst unter dem Namen „Die Antike, Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums", im Verlage von Walter de Gruyter & Co., und wird herausgegeben von Werner Jäger.

Die Zeitschrift wendet sich „nicht nur an die Kreise der Wissenschaft, sondern an die gesamte deutschsprechende gebildete Welt". Im besonderen betrachtet sie als ihr Ziel, „die gewaltig erweiterte Erkenntnis des Altertums, die durch die wissenschaftliche Arbeit eines Jahrhunderts seit den Tagen des Klassizismus gewonnen wurde", an der richtigen Stelle unserer geistigen Bildung „von neuem organisch einzufügen".

Daß der Weg „wahlloser, mechanischer Popularisierung" wissenschaftlicher Ergebnisse, „äußerlicher Vereinfachung und Trivialisierung des Gegenstandes" abgelehnt wird, kann jeder, den die Erziehung zur Vielwisserei und Großsprecherei in unserer Zeit anekelt, nur mit aufrichtiger Befriedigung lesen. Auch soll das Altertum nicht „in irgendwelche dogmatische Beleuchtung" gerückt werden, sondern man glaubt in unserer innerlich zerrissenen, über sich selbst unklaren Zeit das „innerste Wesen der Alten" dem Lebensgefühl dieser Zeit am ehesten auf dem Weg rein objektiver Darstellung vermitteln zu können. Dazu sollen zunächst „in reichem Wechsel" Werke, Menschen, Schicksale und Umwelt der Antike gegeben werden; dabei sollen die Schöpfungen der Literatur gegenüber der viel unmittelbareren Sprache der Werke der bildenden

Kunst in bildlicher Wiedergabe zurücktreten. Im Vordergrund soll aber die geschichtliche Betrachtung des gesamten staatlichen, realen und geistigen Lebens, der Wissenschaft, Philosophie und Religion stehen. Die Beziehungen zum „alten Orient, zum Christentum und zu den späteren Völkern" sollen zum tiefen und letzten Verständnis aufgedeckt werden. —

Niemand wird bestreiten wollen, daß die Antike, vornehmlich aber das Hellenentum mit seiner „Kalokagothie", dem „schönen Menschen" in seinem natürlich-harmonischen Ausgleich der sinnlichen und geistigen Kräfte gerade für unsere Zeit des einseitigen, seinen natürlichen Lebensgrundlagen entfremdeten, durchaus mechanisierten Menschen von großer Bedeutung ist, um diesen von seiner Überkultur zu befreien, ihn wieder zum wahren, ganzen Menschen zu machen, das rein Menschliche in ihm wieder zu wecken. Ebenso unbestreitbar aber scheint mir, daß dies für eine Zeitschrift dieser Art nicht nur, und auch nicht vornehmlich auf dem Wege philologisch-historischer Forschung und wissenschaftlicher Erkenntnisvermittlung geschehen kann, daß vielmehr alles darauf ankommt, die schöpferisch-geistigen Kräfte wieder lebendig zu machen, aus denen jene großen Erscheinungen des Altertums erst erwuchsen. Wenn es aber die ungeheure Aufgabe unserer Zeit, vor allem für uns Deutsche ist, den infolge der gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte immer mehr, in Arbeit und Erholung, zum mechanischen Triebwerk dieser Entwicklung gewordenen modernen Menschen zum wahrhaft schöpferischen, vollen Menschen neu zu machen — so kann dies nicht allein aus jenen Kräften der Antike geschehen. Vielmehr müssen darüber hinaus gerade jene geistigen Erscheinungen, die Weiterbildung und Vertiefung des antiken Geistes bedeuten, die mit diesem zusammen das Erbgut, das Wesen deutschen Geistes ausmachen, müssen Christentum und Gotik, Reformation und klassischer Idealismus in ihrem, heute noch schöpfungskräftigen Urwesen wieder lebendig gemacht werden.

Nur wenn eine Zeitschrift, die, wie diese, nicht fachwissenschaftliche Zeitschrift sein will, so über sich organisch hinauswächst, nur wenn sie danach strebt, Organ des gesamten deutschen Geisteslebens zu werden, um diesen alten Geist aus all seinen Wurzelkräften, zur Gestaltung der Zeitprobleme, wieder neu dem deutschen Volke zu erwerben, nur dann wird sie m. E. Bestand und Wirkung haben können.

Auf eine kurze Formel gebracht: eine solche Zeitschrift ist kein philologisch-historisches Problem, sondern eine geistesgeschichtlich-philosophische Aufgabe.

Me.

Parapsychologie. Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung des Okkultismus. Unter Mitwirkung von Prof. Hans Driesch (Leipzig), Dr. Graf Hermann Keyserling (Darmstadt), Prof. Dr. Traug. Konst. Oesterreich (Tübingen) und Dr. Frhr. A. v. Schrenck-Notzing (München) gibt Dr. W. v. Wasielewski (Sondershausen) im Verlage von Carl Marhold in Halle a. d. S. unter dem Titel „Parapsychologie" eine neue Sammlung von „Beiträgen zur wissenschaftlichen Erforschung des Okkultismus" heraus. Jedes Heft der zwanglos erscheinenden Sammlung soll eine in sich abgeschlossene Arbeit bringen. Eine wirklich wissenschaftliche Erforschung des Okkultismus ist zweifellos eine wichtige Aufgabe der Gegenwart. Und wenn als Hauptziel

der Sammlung hervorgehoben wird: „den Weg zu finden und zu steuern zwischen den Klippen einer rein physiologisch-materialistisch gegründeten, in unfruchtbarer Enge und Selbstbindung erstickenden sogenannten Seelenlehre einerseits und einem zügel- und kritiklosen, ins Phantastische ausartenden Aberglauben andererseits“; beiden Gefahren aber „durch freie und ernste wissenschaftliche Forschung, unterstützt und überbaut von philosophischer Besonnenheit, zu begegnen“, — so kann man, gerade in unserer so aufgeklärten und doch so abergläubischen Zeit, solche „Leitgedanken“ nur freudig begrüßen. Auffällig ist nur, daß ein Mann wie Max Dessoir, der bereits seit Jahrzehnten den okkulten Erscheinungen nachgegangen ist und nach besten Kräften für Aufklärung gewirkt hat, nicht als Herausgeber mit genannt ist. Und doch hat er vor bereits nahezu zehn Jahren in seinem Buch „Vom Jenseits der Seele“ m. W. als erster das weite Gebiet der sog. Geheimwissenschaften mit wahrhaft kritischer Besonnenheit und wissenschaftlicher Sorgfalt durchleuchtet. Wenn daher das an sich rühmenswerte Unternehmen sich vor der Gefahr bewahren will, von vornherein als einseitig prookkultistisch gerichtet angesehen zu werden, wird es für die Dauer auf Dessoirs Namen nicht verzichten dürfen. Me.

Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst (vorm. Österreichischer Schulbücherverlag). Wien I. Schwarzenbergstraße 5.

Vom Schulbücherverlag zum Bundesverlag.

Der Österreichische Schulbücherverlag hat schon seit Jahren seinen Wirkungskreis ununterbrochen erweitert und hat sich bemüht, neben der Herausgabe guter und billiger Schulbücher auch der Volksbildung, der Wissenschaft und Kunst zu dienen. In seiner „Deutschen Hausbücherei“ macht er die Werke heimischer Schriftsteller in billigen und künstlerisch ausgestatteten Ausgaben dem Volke zugänglich, durch Ausgabe reich illustrierter Heimatbücher und heimatkundlicher Wanderschriften fördert er die Schulreform in hohem Grade, er nimmt wissenschaftliche Arbeiten in Verlag und ist bestrebt, das Verständnis für alle Zweige der Kunst durch gediegene Werke in die weitesten Kreise der Bevölkerung Österreichs zu tragen, ferner gibt er bedeutsame Zeitschriften wie den „Neuen Weg“ und die „Volksbildung“ heraus. Diesem Wirkungskreis entsprechend, hat er nunmehr nach einem Erlasse des Bundesministeriums für Unterricht auch seinen Namen geändert. Nach einer Verfügung des Bundesministers für Unterricht führt er seit dem 1. Januar 1925 den Titel: „Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.

Manuskripte werden erbeten an den Redakteur **Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.** Telephon Südring 779.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.